

Ich fasste den Eisenbahn-Mörder

Jerry Cotton, #8

by Jerry Cotton, 1922-2015

Veröffentlicht: 1956



Der sogenannte Miami-Express, eine lange Schlange hellgrauer Luxuswagen aus Leichtmetall, verließ die Main Station von New York abends um achtzehn Uhr drei. Der Zug erreichte Philadelphia wenige Minuten vor zwanzig Uhr, war um zweiundzwanzig Uhr in Baltimore und eine Stunde später in Washington. Sobald der Express Washington verlassen hatte, suchten die meisten Fahrgäste ihre Schlafkabinen auf, denn die nächste Station war Banville, die erst um vier Uhr morgens erreicht wurde.

Kabine Nummer sechsunddreißig war von Mr. Leonard Seemer, einem wohlhabenden Pelzhändler aus New York gemietet worden, der nach Atlanta zum Einkauf

einheimischer Pelze wollte. Mr. Seemer hatte eine Aversion gegen Flugzeuge, seitdem er einmal gezwungen worden war, eine Bruchlandung mitzumachen, bei der die Passagiere mit Ach und Krach unbeschädigt davonkamen. Seit diesem Ereignis benutzte er für lange Geschäftsreisen wieder den Schienenweg.

Leonard Seemer war ein Mann über fünfzig, ungefähr das, was man einen Lebewann und Salonlöwen nennt. Er trug ungewöhnlich teure Anzüge, aus deren Brusttasche immer der Zipfel eines weißseidenen Taschentuchs hervorschaute. Er pflegte seine silbergrauen Haare mit der Eitelkeit einer Frau. Bevor er in seine Kabine ging, gab er dem Steward den Auftrag, ihn um acht Uhr rechtzeitig zum Frühstück zu wecken.

Mit der gewohnten Genauigkeit erfüllte der Mann den Auftrag. Er klopfte um acht Uhr an die Kabine sechsunddreißig und rief: „Guten Morgen, Sir! Sie wünschten geweckt zu werden. Es ist acht Uhr.“ Dann ging er seinen übrigen Verrichtungen nach, kam aber eine Viertelstunde später wieder an Nummer sechsunddreißig vorbei und legte kurz sein Ohr an die Füllung, um zu lauschen, ob sein Weckruf vernommen worden sei. Da er nichts hörte, klopfte er noch einmal und sagte sein Sprüchlein, diesmal aber wartete er auf Antwort. Da niemand reagierte, versuchte er es noch mal. Er erhielt wieder keine Antwort, legte die Hand auf die Klinke, stellte fest, daß die Tür sich öffnen ließ, und öffnete sie einen Spalt, um nachzusehen, ob Mr. Seemer vielleicht schon zum Waschraum gegangen war, obwohl er selbst eben daher kam.—Im nächsten Augenblick rannte er durch den Wagengang und schrie lauthals: „Mord! Mord! Mord!“

Natürlich gab es einen Auflauf, fast eine Panik, bis der Zugführer, ein besonnen Mann, die Ruhe wiederherstellte. Er benachrichtigte funktelegrafisch die Kriminalpolizei in Atlanta, verschloß die Tür von Nummer sechsunddreißig und stellte sich selbst davor.

Als der Miami-Express in Atlanta einlief, wartete die Mordkommission bereits auf dem Bahnsteig. Der Zug wurde auf ein totes Gleis rangiert, und die Beamten machten sich an die Arbeit.

Der Polizeiarzt stellte fest, daß Seemer zwischen Mitternacht und drei Uhr morgens durch einen Revolverschuß in die Stirn aus nächster Nähe getötet worden war. Da niemand einen Schuß gehört hatte, mußte die Waffe mit einem Schalldämpfer versehen gewesen sein. Der Tote trug, als man ihn fand, einen Schlafanzug und lag auf dem Boden der Kabine. Der Täter hatte seine Sachen durchwühlt. Es fehlte die Brieftasche, in der sich immerhin über achttausend Dollar befunden hatten, wie eine Rückfrage in New York ergab. Es fehlten außerdem eine wertvolle Golduhr und ein zweikarätiger Brillantring, den Seemer am kleinen Finger zu tragen pflegte.

Da es unmöglich erschien, den Zug, der eine Geschwindigkeit von achtzig bis neunzig Meilen fuhr, während der Fahrt zu verlassen, mußte sich der Mörder unter den Mitreisenden befinden oder unter den Leuten, die den Express während seines Aufenthaltes in Banville verlassen hatten. Die Kriminalpolizei von Atlanta hielt die Reisenden zehn Stunden lang fest, mußte sie dann allerdings entlassen, da auf niemanden ein ausreichender Verdacht fiel. Sie stellte durch Kontrolle der verkauften Fahrkarten fest, daß siebzehn Leute in Banville ausgestiegen waren, und machte sich auf die Suche nach diesen Leuten.

Bis dahin wäre dieses Verbrechen im Miami-Express zwar ein Raubmord besonderer Art gewesen. Aber immerhin nicht der erste Fall in der Kriminalgeschichte der Staaten. Wenn nicht der Schlafwagenschaffner des Direktzuges New York - Chicago, des berühmten Zwölfstundenexpresses, der New York um sieben Uhr abends verließ und Chicago um sieben Uhr morgens erreichte, bei nur einem zweiminütigen Aufenthalt in Pittsburgh, wenn also nicht dieser Schaffner, übrigens ebenfalls ein Schwarzer, eine genauso grausige Entdeckung gemacht hätte wie sein Kollege vom Miami-Express. In der Kabine zwölf fand er den New Yorker Geschäftsmann Abram Stoneman von zwei wuchtigen Messerstichen ins Herz getötet in seinem Bett. Auch hier fehlten die Brieftasche und sonstige Wertsachen.

Der Polizeiarzt stellte eindeutig fest, daß der Mord zu einer Stunde geschehen war, zu der der Express Pittsburgh bereits verlassen hatte und sich auf seiner pausenlosen Fahrt im Hundertmeilentempo nach Chicago befand. Der Täter mußte also unter den Reisenden sein. Sämtliche Reisenden wurden unter Arrest gestellt, und der Untersuchungsrichter unterschrieb einen Pauschalhaftbefehl auf unbefristete Zeit. Nur nach und nach gab die Polizei nach genauer Prüfung aller Umstände die unverdächtigen Passagiere frei. Zehn Leute aus undurchsichtigen Verhältnissen hielt sie über zwei Wochen zurück, obwohl ihr von allen Seiten mit Schadenersatzklagen gedroht wurde, und sie hätte sicherlich einigen dieser zehn Männer noch intensiver auf den Zahn gefühlt, wenn nicht ein neuer Fall ihre Überzeugung, der Täter mußte sich unter den zehn Verdächtigen befinden, ins Wanken gebracht hätte.

Streckenarbeiter fanden auf der Strecke Yuma—Tucson, die von dem sogenannten Grenz-Express befahren wird, der entlang der amerikanisch-mexikanischen Grenze braust, die zerschmetterte Leiche eines Mannes. Verstreut auf eine Meile fanden sich außerdem ein Koffer, eine Aktentasche und ein leerer Samtkasten mit Fächern.

Der Arzt stellte sehr rasch fest, daß der Mann nicht an dem Sturz aus dem fahrenden Zug gestorben, sondern durch einen Messerstich ins Herz getötet worden war, bevor er aus dem Express gestürzt wurde. Da der Mann zwar ein Einzelabteil, aber keine Schlafkabine gemietet hatte, war dem Schaffner nicht aufgefallen, daß er bei Ankunft der Zuges in Tucson fehlte.

Es dauerte einige Tage, bis der Tote identifiziert werden konnte. Es handelte sich um Francis Morgan aus Los Angeles, einen Juwelenhändler, der sich mit einem mexikanischen Geschäftsfreund in El Paso del Norte zu Verkaufsverhandlungen hatte treffen wollen. Zu diesem Zweck führte er in dem Samtkästchen mit den vielen Fächern eine Auswahl seiner Kollektion bei sich.

Im Falle des Francis Morgan hatte die Polizei keine Möglichkeit mehr, auf die Mitreisenden, die sich längst in alle Winde zerstreut hatten, zurückzugreifen. Sie versuchte herauszufinden, wer von Morgans kostbarer Fracht gewußt haben könnte, aber die Ermittlungen kamen nicht recht vorwärts.

Nach diesen drei Eisenbahnmorden innerhalb von rund zehn Tagen, die dazu noch an Orten verübt waren, die so weit auseinanderlagen, daß eigentlich ein Täter dafür nicht in Frage kam, bemächtigte sich die Presse der Fälle und zog sie groß auf.

Vielen Leuten verging die Lust, noch mit den Zügen zu reisen. Noch einmal vierzehn Tage später ereignete sich der Mord auf der sogenannten Intercontinental-

Strecke, deren Züge den amerikanischen Kontinent von New York nach San Francisco durchfahren, und von diesem Augenblick an rasten die großen Nachtexpresse praktisch leer über die Schienen.

Der Intercontinental-Mord ähnelte sehr dem Verbrechen an Leonard Seemer im Miami-Express. Wieder war eine schallgedämpfte Pistole benutzt worden, und wieder war die Tat in einer Schlafwagenkabine passiert. Das Opfer war ein Mann mit dem schlichten Namen John Smith, Börsenmakler aus Chicago. Er befand sich auf der Fahrt nach San Francisco. Die Beute betrug nur wenige hundert Dollar, bis sich herausstellte, daß am selben Morgen, an dem in dem fahrenden Zug die Leiche entdeckt wurde, in Chicago bei John Smith Bank ein Scheck über zehntausend Dollar präsentiert und ausgezahlt wurde.

Die FBI-Zentrale in Washington ließ sich die Unterlagen der einzelnen Fälle von den verschiedenen Polizeibehörden der Staaten übermitteln, bildete eine zentrale Bekämpfungsorganisation unter der Leitung von Chester Road, einem Dezernatsleiter der Zentrale, und forderte die einzelnen FBI-Distrikte auf, Beamte für die Fahndung nach dem oder den Eisenbahnmördern abzustellen. Mr. High, der Chef des Distriktes New York, stellte Phil und mich für diese Aufgabe zur Verfügung.

Wir meldeten uns bei Road in Washington. Er überreichte uns einen dicken Aktenordner mit Fotokopien aller Protokolle der vier Fälle und setzte uns dann die Aufgaben auseinander.

„Die Eisenbahnen bilden einen bedeutenden Wirtschaftsfaktor,“ sagte er, „und die Zentrale betrachtet es als eine ihrer wichtigsten Aufgaben, das Vertrauen der Bevölkerung in die Sicherheit der Züge wiederherzustellen. Wir leben schließlich nicht mehr in der Pionierzeit. Die Regierung hat daher Anweisung gegeben, daß ab sofort FBI-Beamte in den Zügen auf den großen Strecken mitreisen, bis die Täter zur Strecke gebracht worden sind. Wir erwarten von den Beamten in den Zügen in erster Linie die Verhinderung weiterer Verbrechen, während wir hoffen, dem Mörder auf andere Weise auf die Spur zu kommen. Es laufen noch immer die Nachforschungen nach den im Falle Seemer in Banville ausgestiegenen Personen. Außerdem haben wir eine Beschreibung des Mannes, der den Scheck von John Smith einlöste. Wir werden auf diese Weise die Mörder aufspüren, nehme ich an.“ Er warf einen Blick in eine vor ihm liegende Liste. „Sie, Cotton,“ verkündete er, „begleiten ab sofort den Intercontinental auf der Strecke New York—San Francisco, während Mr. Decker den Gegenzug auf der gleichen Linie überwacht.“

Das war vor sechs Wochen gewesen. Seitdem verlor ich langsam das Gefühl dafür, wie es sich auf einem Boden ging, der nicht ständig unter den Füßen vibrierte. Ich fuhr in zwei Tagen und zwei Nächten von New York nach San Francisco und in der gleichen Zeit von San Francisco nach New York, immer umschichtig. Nach drei oder vier Doppelfahrten, kannte ich jeden Strauch an der Strecke, und wenn ich ehrlich sein soll, so begann ich mich herzhaft zu langweilen. Ich fragte telegrafisch bei Phil an, wie er sich fühle, und er antwortete mit einem einzigen Wort. Einmal in achtundvierzig Stunden rasten wir aneinander vorbei, ohne uns auch nur zuwinken zu können.

Nach den besagten sechs Wochen sandte ich Mr. High ein Telegramm, in dem ich ihn herzlichst bat, mich von diesem Posten zu erlösen. Er telegraphierte zurück und versprach, es zu versuchen, aber ich mußte mich eine Woche gedulden. Ich

rechnete mir aus, daß ich also höchstens noch zwei Doppeltouren zu absolvieren hatte, deckte mich bei der Abfahrt in Frisco mit Zeitungen, Büchern und Magazinen ein und war entschlossen, auch diese Touren noch mit zusammengebissenen Zähnen zu überstehen, ohne die Psychiater mit der Aufgabe betrauen zu müssen, wie bei einem sonst vernünftigen Mann ein Eisenbahnkomplex zu lösen sei.

Wir starteten um dreiundzwanzig Uhr dreizehn von Frisco, liefen um Mitternacht den Bahnhof von Sacramento an und waren um zwei Uhr nachts in Carson City. Als nächste Haltestelle kam gegen acht Uhr morgens Salt Lake City. Ich hatte mir angewöhnt, mir die Hauptmenge des benötigten Schlafes am Tag zu holen, da die bisherigen vier Opfer alle nachts gestorben waren. In den sechs Wochen seit dem Mord an John Smith waren keine neuen Verbrechen mehr geschehen. Die Zeitungen waren zur Tagesordnung übergegangen, und die größten Züge hatten sich längst wieder gefüllt.

Als wir gegen zwei Uhr nachts Carson City verließen, stand ich im Gang und rauchte eine Zigarette. Dann ging ich durch den ganzen Zug.

Der Speisewagen war leer. Der Koch und der Steward schliefen bereits in ihren Kojen neben der Küche. In den gewöhnlichen Abteilen war es ruhig geworden. Die Passagiere versuchten, so gut es ging, auf ihren Plätzen zu schlafen. Ich plauderte ein wenig mit dem Zugführer, der so eine Art Bordbuch führte, und stand dann eine halbe Stunde auf der Plattform der Diesellok und unterhielt mich mit dem Lokführer.

Dann schlenderte ich zurück in meinen Wagen und zu meinem Abteil Nummer zwölf, zog die Vorhänge vor und begann zu lesen. Ich las bis gegen vier Uhr, stand dann noch einmal auf, schob möglichst lautlos meine Tür zurück und trat auf den Gang.

Zwei Kabinen weiter stand eine Dame, eine schlanke blonde Frau, die erschreckt herumfuhr, als ich auf den Gang trat. Ihre grauen Augen blickten mich verstört an, dann drehte sie den Kopf weg.

Vielleicht hatte mein beruflicher Ehrgeiz zu lange kein Futter erhalten, daß ich auf die Idee verfiel, die Dame könnte für mich interessant sein. Ich schlenderte die paar Schritte zu ihr hin und sagte: „Können Sie auch nicht schlafen, Miss?“

Sie blickte mich an, zog die Augenbrauen hoch und schien zu überlegen, ob sie meinen Annäherungsversuch einfach ignorieren sollte, entschloß sich dann aber und sagte: „Leider nein. Ich kann in Zügen nie schlafen. Dabei müßte ich mich eigentlich daran gewöhnt haben, denn ich treibe mich auf der Eisenbahn herum, seitdem ich vier Jahre alt wurde.“

Ich lachte. „Sind Sie Fahrkartenkontrolleurin?“

Sie schüttelte die Frisur und lachte zurück.

„No, Artistin. Zahnkraftakt am Trapez!“ Sie zog die Lippen zurück und zeigte mir zwei Reihen ihrer schneeweißen, prächtigen Zähne.

„Beißen Sie bloß nicht,“ tat ich erschrocken. „Unter welchem Namen treten Sie auf?“

„Death-Lilly. Kennen Sie die Nummer?“

„Habe es, glaub ich, schon einmal gehört.“

Sie winkte ab. „Ach, Sie lügen, um mir ein Kompliment zu machen. Ich bin nicht sehr berühmt. Die Zeit für Artisten ist vorbei.“

Ich bot ihr eine Zigarette an. Sie nahm sie, und ich gab ihr Feuer. „Sind Sie auch viel unterwegs?“ fragte sie.

„In letzter Zeit verteufelt viel,“ seufzte ich.

„Kollege?“

„Kann man nicht sagen. Mehr geschäftlich.“

Sie lachte wieder. „Ich verstehe, Sie machen Dollars in rauhen Mengen.“

Sie verschwand hinter ihrer Tür von Abteil sechzehn. Ich blieb noch ein wenig stehen, dann ging ich in meinen Laden zurück, löschte das Licht und döste, lang auf dem Bett liegend, vor mich hin.

Um fünf Uhr beschloß ich, noch einmal einen Kontrollgang zu machen. Ich ging erst nach links bis zum Speisewagen, dann drehte ich mich um, wanderte den ersten Luxuswagen entlang, ging über die rumpelnde Verbindungsplattform zum zweiten.

Durch eine Zwischentür war der Wagen in zwei Hälften geteilt. Als ich diese Tür aufstieß, erblickte ich in dem trüben Licht der Nachtbeleuchtung eine Gestalt, die eben im Begriff war, die Einstiegstür am Ende des Waggons zu öffnen. Der Mann lehnte sich schwer dagegen, um sie gegen den Druck des Fahrtwindes aufzubekommen.

Im ersten Augenblick dachte ich, es handle sich um einen Schwarzen, denn sein ganzer Kopf war schwarz, aber dann erkannte ich, daß er sich eine schwarze Vollmaske über den Schädel gezogen hatte...

„Hallo!“ rief ich. „Bleib stehen und nimm die Hände hoch!“

Als mein Ruf ihn traf, fuhr sein Kopf hoch. Ich sah seine Augen in den Schlitzen der Maske glitzern. Er war so groß wie ich, breit in den Schultern, eng in den Hüften. Er krümmte sich wie eine Katze vor dem Sprung. Im nächsten Sekundenbruchteil war er hochgeschrenkt und packte mit beiden Händen den Notbremsengriff unmittelbar neben der Tür.

Die Notbremse gibt nicht etwa dem Zugführer ein Signal, den Zug zu stoppen, sondern sie wirkt automatisch auf die Bremsen, die sofort mit voller Wucht anschlagen. Wenn ein Expresß bei rund hundert Meilen Geschwindigkeit in der Stunde so abrupt gestoppt wird, gibt es einen Ruck, der keine Tasse im Schrank läßt.

Damit hatte er wohl gerechnet. Sein Sprung zur Bremse geschah mit einer solchen Geschmeidigkeit, wie ich sie noch nie bei einem Menschen gesehen habe. Ich zog zwar noch durch, aber ich traf ihn nicht mehr, denn ich befand mich schon auf einem Rückwärtsflug, den ich nicht mehr zu halten vermochte.

Das ohrenbetäubende Kreischen der blockierten Räder erfüllte den ganzen Zug. Nach dem Gesetz der Fliehkraft sauste ich rückwärts durch den Gang. Mein Körper krachte gegen die Zwischentür. Ich rutschte die ganze zweite Hälfte des Ganges noch über den Boden, prallte dann gegen die Stirnwand des Wagens und blieb endlich liegen. Ungefähr zum gleichen Zeitpunkt hielt auch der Zug.

Ich schüttelte mich, sprang auf und rannte den Weg zurück. Der Bursche war verschwunden. Die Einstiegstür stand offen. Er mußte sich an den Notgriff angeklammert und so den Ruck abgefangen haben.

Ich sprang hinaus, landete auf dem Schotter des Bahndammes, lauschte einen Augenblick, glaubte Schritte zu hören und tobte den Bahndamm hinab.

Sobald ich aus dem schwachen Schein des Lichts aus den Waggonfenstern trat, war es stockdunkel. Ich sah kaum die Hand vor Augen. Ich lauschte wieder, aber

inzwischen waren die Insassen des Zuges erwacht, und ein vielstimmiges Geschrei, ein Rufen, Fragen, Wimmern, übertönte jedes andere Geräusch. Zu allem Überfluß knatterte über unseren Köpfen ein Hubschrauber. Ich konnte deutlich sein rotes und grünes Seitenlicht sehen. Der Pilot hatte wohl bemerkt, daß der Zug stand, denn er setzte zu einer großen Schleife an und flog zurück. Vom Zug her wurde mein Name gerufen.

„Mr. Cotton! Mr. Cotton! Wo sind Sie?“ Es war der Zugführer.

„Hier!“ brüllte ich. „Kommen Sie her, und bringen Sie ein paar Lampen mit.“

Eine Minute später waren die Männer, der Zugführer, der Koch und der Speisewagensteward, bei mir.

„Er ist aus dem Zug gesprungen,“ erklärte ich. „Er hat höchstens zwei Minuten Vorsprung. Wir müssen ihn verfolgen. Machen Sie die Taschenlampen an!“

„Wer?“ fragte der Koch.

„Raten Sie mal!“ fauchte ich wütend und nahm ihm die Taschenlampe aus der Hand.

Ihr Schein reichte vielleicht dreihundert Yard weit. Wir hielten mitten in der Steppe. Hin und wieder ein Busch, ein paar windschiefe, zusammenstehende Bäume. Der Hubschrauber knatterte über unseren Köpfen.

Ich rannte vorwärts. Es war ein ziemlich sinnloses Unterfangen. Er brauchte nur am Zug entlanggelaufen zu sein, die Gleise überquert haben, so suchten wir jetzt in einer völlig falschen Richtung.

Der Zugführer holte mich keuchend ein.

„Mr. Cotton,“ sagte er atemlos, „wir müssen weiterfahren. Ich kann es nicht riskieren, den Zug auf der Strecke stehenzulassen. Einer der Güterzüge könnte auf ihn auf fahren.“

„Schicken Sie einen Mann mit Signalen das Gleis aufwärts. Er kann den Zugverkehr stoppen.“

„Glauben Sie nicht, es wäre besser, wenn wir funktelegrafisch die Polizei benachrichtigen? Sie finden ihn hier doch nicht. Er ist doch nicht auf Verdacht an dieser Stelle aus dem Zug gesprungen. Zu Fuß würde er in dieser Gegend glatt verhungern, bevor er das nächste Haus erreicht. Sicherlich wurde er von Kumpanten erwartet.“

Der Mann hatte recht. Ich hatte schließlich den Maskierten nicht aus dem Zug getrieben, sondern ihn überrascht, als er im Begriff war, ihn zu verlassen.

Unwillkürlich hob ich meinen Kopf zu dem Hubschrauber hin. Ihm schien die Sache langweilig zu werden. Er knatterte in westlicher Richtung davon.

„Gut, steigen wir ein!“ knurrte ich.

Wir gingen zum Zug zurück. Viele der Passagiere waren ausgestiegen. Der Zugführer rannte an den Wagen entlang und schrie: „Einsteigen! Einsteigen!“

Als der Zug anruckte, standen Fahrgäste dichtgedrängt in den Gängen.

„Bitte, suchen Sie sofort Ihre Abteile auf!“ befahl ich scharf. „Niemand verläßt seinen Platz! Beeilen Sie sich bitte!“

Sie trollten sich. Ich ging durch den ganzen Zug, wiederholte meinen Befehl und duldete nicht, daß jemand auf dem Gang blieb. Als ich zurückkam, stand vor Nummer sechzehn meine Gesprächspartnerin. Sie trug jetzt einen Morgenrock über ihrem Pyjama.

„Was war denn?“ fragte sie.

„Bitte, gehen auch Sie in Ihr Abteil,“ sagte ich knapp.

In Begleitung des schwarzen Stewards und des Zugführers begann ich von hinten die einzelnen Abteile der beiden Luxuswaggons zu untersuchen. Wir suchten nicht lange. In Abteil achtundzwanzig fand ich einen älteren, dicklichen Mann mit einer Glatze, der als einziger aller Passagiere zu dieser Stunde in seinem Bett lag. Er war tot.

„Wer hat Nummer achtundzwanzig?“ fragte ich den Neger.

Er zitterte so stark, daß er seine Listen nicht zu halten vermochte. Ich nahm sie ihm aus der Hand. Kabine achtundzwanzig war von einem Mr. Oswell Boom aus Frisco gemietet worden.

Ich ging noch einmal zurück, verschob vorsichtig die Decke über der Brust des Toten. Über der Brust war sein Pyjama blutgetränkt. Es gab keine Zweifel, daß ich vor dem fünften Opfer des Eisenbahnmörders stand.

Während der Zug Salt Lake City entgegenraste, ging ich von Abteil zu Abteil. Ich stellte nur zwei Fragen: „Haben Sie etwas gehört oder bemerkt?“ Und: „Fehlt in Ihrem Abteil eine Person?“

Als ich mit diesem Job zu Ende war, donnerte unser Expresß bereits durch die ersten Häuser von Salt Lake City. Wie immer bei solchen Verhören wurden mir eine Menge Wahrnehmungen mitgeteilt, von denen nicht eine einzige etwas taugte. Allerdings ergab die Antwort auf die zweite Frage ein ganz eindeutiges Bild. Niemand fehlte in einem Abteil. In allen Abteilen, in denen mehrere Leute beisamensaßen, wurde mir bestätigt, daß sich noch genau dieselben Personen darin befanden, die spätestens in Carson City ihre Plätze eingenommen hatten. Es gab zwar drei oder vier Abteile—nicht in den Luxuswaggons—in denen nur ein Mann allein saß, und es gab sechs Abteile, die leerstanden, aber der Zugführer und der Schaffner erklärten, daß sie in Carson City schon leer gewesen wären.

Auch aus den Luxuskabinen fehlte niemand, wie sich an der Liste des Stewards leicht kontrollieren ließ. Der Mörder schien wie ein Gespenst im Zug aufgetaucht zu sein.

In Salt Lake City erwartete uns die Mordkommission. Ihr Chef hieß Robert Snyder. Ich informierte ihn kurz. Er ließ einen Beamten die Personalien aller Reisenden aufnehmen, besorgte in weniger als einer Viertelstunde vier geländegängige Wagen.

Wir machten uns auf den Weg zu jener Stelle, an der der Zug gehalten hatte. Wir wußten, daß es bei Meilenstein dreihundertsiebenundfünfzig Komma vier des Schienenstrangs gewesen war.

Mit der Genauigkeit indianischer Fährtsensucher machten wir uns an das Spurensuchen. Wir fanden am Bahndamm leicht einige Stellen, an denen offensichtlich in der Nacht jemand herabgeglitten war, nur konnte natürlich nicht mehr festgestellt werden, ob diese Merkmale von dem Zugführer, dem Koch, mir oder dem Mörder stammten, abgesehen davon, daß auch einige Passagiere den Bahndamm verlassen hatten.

Wir gingen jeder dieser Spuren nach. Ein Ergebnis brachte die Suche nicht, denn der Steppenboden war knochenhart ausgetrocknet.

Als es dunkel wurde, brachen wir die Suche ab und fuhren nach Salt Lake City zurück. Es wurde Mitternacht, bis wir dort eintrafen. Na ja, ich kannte die Stadt,

in der ich mich mal mit einer Bande herumgeschlagen hatte, und versäumte auch nichts, wenn ich die Stätte meiner persönlichen Erinnerung nicht besuchte.

Im Polizeihauptquartier wurde mir eröffnet, daß Chester Road, der Leiter der Nachforschungen nach dem Eisenbahn-Mörder, per Flugzeug von Washington unterwegs war. Er mußte im Laufe der Nacht eintreffen.

„Weckt mich, wenn er kommt,“ bat ich, legte mich auf das nächste Bett im Bereitschaftsraum und entschlummerte.

Sie rüttelten mich um vier Uhr morgens wach. Road war eingetroffen und hockte bereits bei Snyder in dessen Büro.

Ich wusch mir den Schlaf aus den Augen und ging hinauf.

„Hätten Sie den Mord nicht verhindern können?“ fragte Road zur Begrüßung. Er war ein knochiger, magerer Mann von beachtlicher Länge, mit einem strengen Mund und kühlen Augen.

„Nein, es sei denn, ich hätte mich vor Oswell Booms Tür gelegt. Wahrscheinlich hätte dann jemand anders dran glauben müssen.“

Er sah einen Augenblick lang vor sich hin auf den Boden, hob dann den Kopf und entschied: „Sie haben recht. In einer Stadt befinden sich ständig Polizisten, und doch passieren Morde. Warum soll es in einem Zug anders sein? Wie sah der Mann aus?“

„Hören Sie, Road, es ist völlig zwecklos, daß ich ihn beschreibe. Ich sah nicht die Spur seines Gesichts, und ich sah seine Gestalt nicht länger als fünfzehn Sekunden. Ich kann Ihnen sagen, er war von meiner Größe und ungefähr von meiner Gestalt, aber das nutzt Ihnen nichts, denn niemand würde den Mann wiedererkennen, es sei denn, ich selbst.“

„Woran würden Sie ihn wiedererkennen?“

„An der Art seiner Bewegungen vielleicht. An dem Ausdruck seiner Augen. Natürlich bin ich nicht sicher, aber ich hoffe es.“

Road nagte an seiner Unterlippe.

„Wie ist der Mann in den Zug gekommen?“ fragte er.

Snyder brachte mir ein Glas mit einem Drink. Ich machte es mir in einem Sessel bequem.

„Mr. Road,“ sagte ich, „ich bin sechs Wochen für Sie zwischen New York und Frisco hin und her gefahren. Ich habe während dieser Zeit die Protokolle über die Mordfälle immer wieder und wieder gelesen, weil ich nichts Besseres zu tun hatte, und ich werde Ihnen meine Meinung darüber sagen, auch wenn Sie anschließend Mr. High mitteilen, er beschäftige nur Idioten in seinem Distrikt.—Hören Sie höflichst zehn Minuten lang zu. Leonard Seemer und Abram Stoneman wurden in derselben Nacht ermordet, beide unter den gleichen Umständen, aber beide mit anderen Waffen. Seemer wurde erschossen. Zwischen der Tat und ihrer Entdeckung hatte der Täter die Möglichkeit, den Zug zu verlassen oder aber wenigstens seine Beute loszuwerden, indem er sie irgendeinem Kumpan in Banville beim Aufenthalt des Zuges übergab. Abram Stoneman wurde erstochen. Der Täter konnte nach menschlichem Ermessen den Zug nach der Tat nicht verlassen haben, und doch war er nicht mehr unter den Mitreisenden, wie der Mord an Francis Morgan bewies. Der bis gestern letzte Mord an John Smith wurde wieder mit einer Schalldämpferpistole verübt, und wieder lagen mehrere Haltestellen zwischen der Tat und ihrer Entdeckung. Oswell Boom hingegen wurde erstochen, und ich über-

raschte den Täter dabei, wie er versuchte, aus dem Zug auszusteigen. Mit einem Wort, Mr. Road, der Mörder, der die Pistole benutzt, ist aus irgendwelchen Gründen auf die Haltestellen angewiesen. Der Mörder mit dem Messer hingegen befindet sich durchaus in der Lage, aus einem fahrenden Zug auszusteigen.“

Road stieß ein Grunzen aus.

„Machen Sie mir das bitte mal vor, aus einem hundert Meilen fahrenden Zug auszusteigen, ohne sich das Genick zu brechen.“

„Wenn ich ein wenig trainiere, mache ich es Ihnen vor, allerdings steige ich nicht aus, ich steige um, und zwar auf ein Fahrzeug, das ebenfalls hundert Meilen in der Stunde fährt.“

„Ein Auto?“

„No, ein Flugzeug. Genauer: ein Hubschrauber.“

Snyder stieß einen Pfiff aus.

„War ein Hubschrauber in der Nähe?“ fragte Road.

„Ja,“ antwortete ich mit Betonung.

Eine Minute lang schwiegen wir alle, dann nahm der Beamte aus Washington wieder das Wort.

„Es ist ein halsbrecherisches Kunststück,“ sagte er langsam.

„Aber, *er* kann es,“ unterbrach ich.

„Und der andere Mörder ist auf die Haltestellen angewiesen, weil...“

„...weil er das Umsteigen eben nicht kann,“ ergänzte ich.

„Es handelt sich also nach Ihrer Meinung um zwei Täter, die nichts miteinander zu tun haben?“

Ich hob die Schultern. „Ich weiß nicht, ob sie nichts miteinander zu tun haben. Ich glaube es nicht einmal. Ich bin vielmehr der Ansicht, daß es sich um eine Bande, eine kleine Bande, handelt, die nach zwei verschiedenen Methoden vorgeht. Der Revolvermörder steigt aus, oder er wagt es sogar, aufgrund seiner ausgezeichneten Tarnung bis ans Ende der Reise mitzufahren, nachdem er die Beute auf irgendeine Weise losgeworden ist. Der Messermörder verläßt den Zug während der Fahrt.“

„Wie viele Mitglieder hat die Bande nach Ihrer Meinung, Cotton?“

Ich rechnete laut vor: „Der Mann mit dem Revolver, den Mann mit dem Messer, den Piloten des Hubschraubers und noch ein oder zwei Gehilfen. Fünf Leute zusammen, kaum mehr.“

„Haben Sie Vorschläge?“ fragte Road.

„Nur einen. Geben Sie mir freie Hand. Ich bin der einzige, der den Mörder gesehen hat. Lassen Sie ruhig Ihren Fahndungsapparat weiterlaufen. Versuchen Sie dadurch weiterzukommen, daß Ihre Leute nach dem Einlöser des Schecks von John Smith suchen oder den Leuten nachspüren, die in Banville ausstiegen. Lassen Sie mich alle Ergebnisse wissen, die Sie erzielen, aber geben Sie mir im übrigen freie Hand, und wenn Sie ein übriges tun wollen, dann lösen Sie meinen Freund Phil Decker auf dem Gegenzug ab, und koppeln Sie uns zusammen.“

Road zögerte keine Sekunde. „Ich bin einverstanden, vorausgesetzt, Mr. High gibt seine Genehmigung.“

„Machen Sie sich darüber keine Sorgen.“

Das war genau die Art, nach der ich am liebsten arbeitete, allein, nur mit Phil an der Seite, und sonst ganz nach der eigenen Nase. Mr. High hatte uns mit allen Spesenwünschen und einem dicken Spesenvorschuß von der Kette gelassen.

Wir saßen in einem Drugstore in der Nähe des Hauptquartiers und vernaschten einen Eiscreme-Soda. Ich hielt Phil einen Vortrag.

„Sie haben fünf Morde begangen, und jeder dieser Morde brachte ihnen rund achttausend Dollar. Gib zu, daß nicht gerade häufig Leute in einem Zug sitzen, die achttausend Dollar in bar bei sich tragen. Sie haben nur in einem Fall weniger erbeutet, und zwar bei John Smith, aber sie machten es wett, indem sie einen Scheck einlösten. Wenn die fünf Morde unvorbereitet durchgeführt worden wären, so hätten sie sicherlich in einem, wenn nicht in zwei Fällen das Pech haben müssen, daß dabei nicht mehr als ein paar Dollar heraussprangen. Jeder Professor kann dir das nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung mathematisch exakt ausrechnen. Bleibt nur ein Schluß: Die Morde müssen vorbereitet gewesen sein. Irgendwer, und zwar jemand aus der unmittelbaren Umgebung der Getöteten, jemand, der über ihre Absichten genau informiert war, hat diese Informationen an den Täter weitergegeben. Zwei der Opfer des Eisenbahn-Mörders stammen aus New York, Seemer und Stoneman. Fangen wir also bei ihnen an.“

Wie Sie wissen, betrieb Seemer einen Pelzhandel in New York. Da er keine unmittelbaren Erben hatte, war der Laden vorläufig geschlossen worden, aber wir beschafften uns die Anschrift eines seiner Angestellten und besuchten ihn am Abend.

Es handelte sich um einen älteren Mann namens Coalredge. Wir rückten ihm mit unseren Fragen auf den Leib, aber es kam nichts dabei heraus. Er nannte uns die Namen der fünf Angestellten, zweier Männer und dreier Mädchen, die außer ihm bei Seemer gearbeitet hatten.

Wir knöpften uns die fünf in den nächsten Tagen vor. In allen Variationen stellten wir die Frage: „Mit wem haben Sie über die Absichten Ihres Chefs gesprochen?“

Aus den Antworten zeichnete sich keine klare Spur ab, bis wir an Miss Coster gerieten, eine ehemalige Stenotypistin Seemers, ein nicht mehr ganz junges Fräulein, über dreißig Jahre alt.

Wir trafen sie in ihrem möblierten Zimmer. Sie lud uns zu einem Likör ein, den wir aus Höflichkeit nicht ablehnten, obwohl uns das süße Zeug schüttelte. Als wir auf Seemer zu sprechen kamen, begann sie zu weinen. Ich hatte den Verdacht, daß sie ein wenig in ihren Chef verliebt gewesen war.

„Wenn Sie uns sagen könnten, mit wem Sie über die Absichten Ihres Chefs gesprochen haben, könnte uns das vielleicht weiterhelfen,“ bat ich vorsichtig, als sie sich ausgeheult zu haben schien.

Sie blitzte mich empört an.

„Ich habe mit niemanden über geschäftliche Dinge gesprochen.“

„Miss Coster, jeder Mensch hat irgendwen, mit dem er sich darüber unterhält, was er am Tag erlebt hat. Sie brauchen ja nichts Genaueres gesagt zu haben. Es genügt vielleicht, wenn Sie äußerten, daß Ihr Chef morgen nach Atlanta fährt, und daß Sie froh seien, sein Gesicht acht Tage nicht zu sehen.“

Sie zerknüllte ihr Taschentuch zwischen den Händen.

„Vielleicht habe ich mal mit Frank darüber gesprochen,“ gestand sie schließlich.

„Wer ist Frank?“

„Mein Bräutigam.“

„Wie heißt er mit vollem Namen?“

„Frank Nees.“

„Bitte erzählen Sie uns, was für ein Mann er ist.“

Statt dessen heulte sie wieder. Und im Verlauf der nächsten Stunde erfuhren wir, unterbrochen von manchem Schluchzen, die Geschichte ihrer Liebe zu Frank Nees.

Es war die typische Story des alternden Mädchens. Dieser Mr. Nees hatte sich vier Wochen vor dem Mord im Miami-Express an die Stenotypistin herangemacht. Wenn ich ihn mir nach Miss Costers idealisierender Beschreibung richtig vorstellte, dann war er so ein geschniegelter, gelackter Faulenzer, einer von diesen Vorstadtherzensbrechern, denen zum Heiratsschwindel nur die Intelligenz fehlt. An die drei Wochen hatte er dem ältlichen Mädchen den Verliebten vorgespielt, dann, eines Tages, ließ er sich nicht mehr sehen.

„Kennen Sie seine Anschrift?“

„88. Straße Nr. 54 bei Mrs. Tank.“

„Haben Sie ihm erzählt, daß Mr. Seemer zum Pelzeinkauf nach Atlanta reist?“

Wir mußten einen neuen Tränenwasserfall abwarten, bevor wir Antwort erhielten.

„Es mag sein. Er beschwerte sich oft darüber, daß ich wenig Zeit für ihn hätte, wegen der Überstunden, und ich sagte ihm sicherlich, daß ich das Geschäft früher verlassen könnte, sobald Mr. Seemer verreist sei.“

„Nannten Sie einen genauen Termin?“

„Ja.“

Das war alles, was wir wissen wollten. Eine halbe Stunde später klopfen wir an die Tür von Mrs. Tank im Haus Nr. 54 in der 88. Straße. Sie war eine kleine runde Frau mit weißem Haar.

„Sie vermieten Zimmer, Mrs. Tank?“

„Ja, ich bin dazu gezwungen. Ich bin Witwe. Wünschen Sie einen Raum? Es ist etwas frei.“

„Vielen Dank. Wir möchten nur einen Frank Nees sprechen, der bei Ihnen wohnen soll.“

„Er ist aber im Augenblick nicht da.“

„Wann kommt er zurück?“

„Gewöhnlich gegen fünf Uhr. Das wäre in einer Stunde.“

„Wir kommen wieder. Guten Tag, Mrs. Tank.“

Draußen auf der Straße sagte ich zu Phil: „Am besten warten wir gleich auf ihn. Wenn die Frau ihm erzählt, daß wir ihn suchen, türmt er am Ende sofort.“

Wir schlenderten langsam die Straße entlang, besahen die Schaufenster und hielten den Eingang zum Haus Nummer 54 im Auge.

An einem Fotoladen sagte Phil: „Sieh dir die Schmalfilmkamera an. Das Modell wünsche ich mir schon lange. Ich geh mal rein und frage, was sie kostet.“

Ich wartete draußen, während Phil mit dem Händler verhandelte. Plötzlich flog mir der Hut vom Kopf, es gab ein leises Klirren, ein böses Zwitschern, und die Schaufensterscheibe hatte ein rundes schönes Loch.

Ich wirbelte um meine Achse. Dicht am Bordstein zischte ein dunkler Wagen, eine Limousine vorbei. Ich riß den Revolver aus der Halfter, aber schon hatte der folgende Wagen das Ziel verdeckt, denn die Autos schoben sich in dickem Strom durch die 88.

Ich sprang an den Bordstein. „Stoppen!“ schrie ich dem nächsten Wagen zu. Statt dessen gab der Fahrer Gas. Wahrscheinlich erschreckte ihn der Revolver in meiner Hand.

Jemand packte mich von hinten am Rocksaum. Ganz instinktiv fuhr ich herum und schlug zu, bevor ich noch hingesehen hatte. Es war ein Mann in einem weißen Kittel. Ich traf ihn mäßig vor die Brust, aber es genügte, daß er sich aufs Pflaster setzte.

Da saß er nun und schrie: „Hilfe! Überfall! Hilfe!“

Phil jagte aus dem Laden, ebenfalls die Kanone in der Hand.

„Was ist los, Jerry?“

„Irgendwer versuchte von einem Auto aus mich zu erschießen.“

„Los, komm!“ schrie er und wollte sich in Trab setzen.

„Zwecklos! Zuviel Vorsprung! Ich weiß nicht die Nummer!“

Der Weißkittel saß noch immer auf dem Pflaster und schrie munter um Hilfe.

„Warum schreit er?“ fragte ich Phil und zeigte auf das Häufchen Elend, leider mit der Hand, in der sich der Revolver befand. Der Mann klappte seinen Mund zu und kippte vor Schreck hintenüber. Inzwischen strömten natürlich die Leute zusammen, aber sie sahen die Kanonen in unseren Händen und hielten sich in respektvoller Entfernung.

„Der Ladenbesitzer,“ erklärte Phil lachend. „Er sauste an mir vorbei, als seine Scheibe zu Bruch ging. Er hat es früher gemerkt als ich.“

Er ging zu dem Mann hin und brüllte ihn an: „Halten Sie Ihren Mund! Kein Mensch will Ihnen Ihre Kameras rauben!“

Zwei Cops brachen sich ihren Weg durch den Kranz der Neugierigen, von denen sich bei allem Geschrei des angeblichen Überfallenen keiner an uns herangetraut hatte. Als die Cops die Revolver sahen, zerrten sie ihrerseits die Schießseisen hervor, und nun stand einer munteren Knallerei zwischen Polizei und Polizei nichts mehr im Wege.

Wie es die Dienstvorschrift befahl, rief einer der Cops uns an, bevor er auf den Abzug drückte: „Pfoten hoch, Männer! Werft die Revolver weg!“

„Ich glaube, es ist besser, wir stecken diese Schießseisen endlich ein,“ sagte ich zu Phil. „Es gibt nur Ärger damit.“

Die Cops näherten sich uns mit aller gebotenen Vorsicht. Na ja, es gelang uns schließlich, sie zu überzeugen, daß wir Kollegen seien. Die Zuschauer drängten näher, als sie erkannten, daß offenbar nicht geschossen wurde, und der Fotohändler jammerte nach Ersatz für seine zerstörte Scheibe.

„Sehen Sie zu, daß die Straße frei wird, Sergeant,“ sagte ich. „Wir haben hier noch etwas zu tun, wobei wir keinen Menschaufmarsch gebrauchen können.“

Wir gingen in das Haus Nummer 54 zurück, setzten uns auf die Treppe und warteten auf Frank Nees. Die Treppe war nicht breit, und für jemanden, der nach oben wollte, blieb nicht viel Platz.

Eine halbe Stunde, nachdem wir den Posten bezogen hatten, verdunkelte sich der Eingang. Ein Mann kam durch den Flur. Er hatte hübsche blonde Haare, in

die ein paar schicke Wellen gedrückt waren. Außerdem hatte er eine Tangotänzerfigur und ein Gesicht, das noch ausdrucksloser war als das mancher Filmstars.

„Ich glaube, das ist er,“ sagte Phil, während der Bursche den Flur entlang näher kam.

„Gestatten Sie!“ sagte er und wartete, daß wir Platz machten.

„Der Visage nach könnte er es sein,“ sagte ich zu Phil.

„Bitte, erlauben Sie,“ wiederholte er ungeduldig.

„Sind Sie Frank Nees?“ fragte ich.

„Was geht Sie das an?“

„Sind Sie es oder nicht?“

„Ja, aber geben Sie mir jetzt den Weg frei.“

„Nein!“ antwortete ich und lächelte.

Er wurde unsicher. Plötzlich wandte er sich um und wollte türmen. Ich schob das rechte Bein vor. Er stolperte darüber und lag lang. Sekundenlang wagte er nicht, sich zu rühren, obwohl er sich nicht weh getan haben konnte.

„Aufstehen!“ befahl Phil. Er gehorchte.

„Schönen Gruß von Miss Coster,“ sagte ich.

Er richtete sich auf und drehte sich zu uns um. Seine Anzugvorderseite war ziemlich schmutzig geworden.

Ich sah, daß sein Mund zitterte.

„Oder soll ich einen Gruß von Mr. Seemer aus dem Jenseits ausrichten?“

„Ich—weiß nicht, wovon—wovon Sie reden,“ stotterte er.

Ich hatte ihn an der Krawatte, bevor er wußte, wie ihm geschah.

„Hör zu, Söhnchen,“ sagte ich leise, „wir verstehen eine Menge Spaß, aber nicht genug, um uns von einem Schmachtlappen deiner Sorte auf den Arm nehmen zu lassen.“

Das Jüngelchen ging tatsächlich in die Knie, und er heulte wie ein Schloßhund, als er hervorstieß: „Ich hatte keine Ahnung, wirklich, ich schwöre Ihnen, ich hatte keine Ahnung, was sie mit Seemer vorhatten. Sie sagten mir, sie wären Konkurrenten von ihm, und aus diesem Grund müßten sie wissen, welche Pläne er verfolgt. Glauben Sie mir, ich wußte nicht, daß ein Mord verübt werden sollte.“

Ich zog ihn an den Rockaufschlägen hoch und stellte ihn auf die Füße.

„Sprechen wir zu Hause darüber weiter. Los, komm mit!“

Im Hauptquartier nahmen wir ihn uns zwei Stunden lang vor. Seine Geschichte war einfach.

Frank Nees war genau das, wonach er aussah, ein Nichtstuer. Hin und wieder verkaufte er Staubsauger und andere Küchengeräte an den Türen. Er machte den Hausfrauen Samtaugen, und sie kauften ihm leicht etwas ab, aber er arbeitete nur sporadisch. Sobald er ein paar Dollar in der Tasche hatte, spielte er den Vorstadtcasanova und verdrehte die Köpfe kleiner Verkäuferinnen. Seine einzige Vorstrafe lautete über sechs Monate wegen einer Anzahlungsunterschlagung für einen Staubsauger. In einer kleinen Bar hatte sich ein Mann an ihn herangemacht, den Nees als schlank, unter Mittelgröße, spärliches, blondes Haar, dunkle Augen beschrieb. Sie hatten über Geschäfte gesprochen. Der Mann hatte sich als Pelzhändler vorgestellt und über die Konkurrenz gestöhnt. Nach einem halben Dutzend Drinks hatte er Nees vorgeschlagen, für ihn ein wenig Geschäftsspionage zu betreiben. Nees sollte herausbekommen, was Seemer für Pläne hatte. Bei seinem

Aussehen würde es ihm leichtfallen, eine von Seemers Angestellten zu becircen, um alles zu erfahren, was wünschenswert sei. Der Barnachbar bot fünfhundert Dollar für vier Wochen. Nees schien das viel Geld für wenig Arbeit, und außerdem kam es ihm nicht gerade wie ein Staatsverbrechen vor, geschäftliche Informationen zu beschaffen. Er erhielt hundert Dollar Anzahlung und machte sich an die Arbeit. Schon am nächsten Tag lachte er sich mit aller Routine Miss Coster an. Am selben Abend gab er die erste Erfolgsmeldung an seinen Auftraggeber. Von diesem Tag an kam der angebliche Pelzhändler jeden Abend zu Nees, erkundigte sich nach Neuigkeiten und ließ wöchentlich einen Hundertdollarschein da. Als Nees ihm sagte, daß Seemer nach Atlanta fahren würde und ihm auch den Zug nennen konnte, erhielt er eine Hundertdollarnote extra, und die Verbindung wurde gelöst, worauf Nees sich schleunigst von Miss Coster trennte, deren anhimmelnde Verliebtheit ihm schon lange auf die Nerven ging. Als er dann in der Zeitung las, Leonard Seemer sei im Zug ermordet worden, bekam er das große Zittern, aber er wagte nicht, zur Polizei zu gehen und seine Story zu erzählen.

Nees ganze Art veranlaßte uns, seinem Bericht zu glauben. Leider war seine Beschreibung des Mannes aus der Bar kläglich. Wir vertrauten ihn einem Kollegen an, der ihn in den Projektionsraum setzte, um ihm unsere Galerie von Galgenvögeln zu zeigen.

Es war inzwischen spät geworden. Ich brachte Phil in seine Wohnung und fuhr dann selbst heim. Gewöhnlich bringe ich den Jaguar in eine Garage, die sich in der Querstraße meines Häuserblocks befindet, aber heute war ich faul. Ich stellte ihn genau vor dem Eingang des Hauses ab, in dem ich wohne, und ging hinauf.

Ich hause in der ersten Etage. Sie wissen, ich besitze eine hübsche Bude. Eigentlich ist sie zu groß für einen Junggesellen. Das Wohnzimmer liegt nach vorn hinaus. Den Hut noch auf dem Kopf, ging ich zum Fenster, um es zu öffnen, denn ich bin ein großer Freund frischer Luft.

Als ich die Hand an der Klinke hatte, zerplatzte eine Scheibe in Höhe meiner Brust, etwas wie eine wütende Hornisse summte an mir vorbei. Auf dem Bücherbord an der Stirnwand zerknallte eine Vase, dann erst vernahm ich von der Straße her den Knall des Schusses.

Ich ließ mich platt auf den Boden fallen, fischte erst einmal den Revolver aus dem Halfter und hob dann die Nase über das Fensterbord.

Nichts, die Straße lag wie ausgestorben. War das das Geräusch hastiger Schritte, die in der Ferne verklangen? Hoppla, da brummte ein Wagenmotor auf. Die Karre konnte höchstens zwei Ecken weiter stehen. Das Motorengeräusch entfernte sich rasch.

Nachdem wir nun erfahren hatten, auf welche Weise der Täter im Fall Seemer herausgefunden hatte, wann sein Opfer mit einem Berg Geld in der Tasche nach Atlanta fuhr, machten wir uns auf die Strümpfe, um festzustellen, ob bei seinem zweiten Opfer, bei Abram Stoneman, nach der gleichen Methode vorgegangen worden war.

Stonemans Laden war nach seinem Tod nicht eingegangen. Er hatte einen Nefen, der in seinem Geschäft arbeitete und nun das Unternehmen geerbt hatte. Will Stoneman empfing uns sofort, als wir uns anmeldeten.

Wir setzten ihm unsere Wünsche auseinander.

„Selbstverständlich können Sie sich meine Angestellten vornehmen,“ erklärte er, „aber ich glaube nicht, daß Sie viel Erfolg haben werden. Mein Onkel pflegte seine Entschlüsse ziemlich plötzlich zu fassen. Er sagte selbst mir erst am Morgen des Tages, daß er am Abend reisen werde.“

„Das ist allerdings zu kurz für einen Ihrer Leute, um diese Mitteilung noch weiterzugeben. Schade, aber auf irgendeine Weise muß der Mörder erfahren haben, daß Abram Stoneman mit Geld unterwegs war.“

Der Neffe sah angestrengt auf die Tischplatte.

„Er könnte es von meinem Onkel selbst erfahren haben,“ sagte er leise.

„Sie meinen, Ihr Onkel könnte einem Mann von seiner geplanten Reise Mitteilung gemacht haben?“

„Einem Mann nicht, aber...“

„Einer Frau?“

Stoneman nickte.

„Ihr Onkel ist von zwei wuchtigen Messerstichen getötet worden, Mr. Stoneman, Messerstichen, für die eine Frau nicht genug Kraft haben dürfte. Außerdem benutzen Frauen selten Messer zu Morden. Sie nehmen Gift, Revolver, aber fast nie Messer. Es gibt in der ganzen Kriminalgeschichte keine zwei Dutzend Messermorde von Frauen.“

„Nein, ich glaube auch nicht, daß eine Frau ihn getötet hat,“ sagte Stoneman, „aber sie könnte die Information über die Reise an seinen späteren Mörder weitergegeben haben. Um es kurz zu machen, Mr. Cotton. Für eine Fahrt meines Onkels bestanden keine geschäftlichen Gründe, obwohl er auch mir gegenüber behauptete, er müsse in Chicago dringende Geschäfte abwickeln. Ich bin der Überzeugung, daß mein Onkel die Absicht hatte, eine Vergnügungsreise zu machen, und zwar mit einer Dame.“

„Die Aussagen des Zugpersonals haben einwandfrei ergeben, daß Abram Stoneman allein in seinem Abteil war und daß er während der ganzen Fahrt mit niemandem sprach.“

„Wahrscheinlich sollte die Dame irgendwo zusteigen, vielleicht waren sie in Chicago verabredet. Hören Sie, Mr. Cotton, mein Onkel war für weibliche Schönheit durchaus empfänglich. Zwar benahm er sich wie ein eingefleischter Junggeselle und ließ auch mich nicht an seinem Privatleben teilhaben, aber ich habe gute Gründe anzunehmen, daß er mindestens vierzehn Tage vor seinem Tod eine höchst erfreuliche Bekanntschaft machte.“

„Woraus schließen Sie das?“

Stoneman mußte lächeln. „Nun, er war plötzlich ausgesucht guter Laune, was man sonst von ihm nicht immer behaupten konnte.“

Ich nahm mir eine neue Zigarette.

„Gibt's keine Chance herauszubekommen, ob Ihre Vermutung stimmt?“

Er zuckte mit den Schultern. „Schwerlich. Onkel Abram ließ, wie ich schon sagte, niemanden in seine private Sphäre eindringen. Sie können es mal bei seiner Haushälterin versuchen.“

Wie versuchten das, aber alles, was wir erfuhren, war die Tatsache, daß Stoneman in der Zeit vor seinem Tod ungewöhnlich oft ausgegangen war. Daß er sich zu diesen abendlichen Unternehmungen sorgfältig anzog, sprach nur für die Vermutung seines Neffen.

In einem Drugstore setzte ich Phil nach der Vernehmung der Haushälterin meine Meinung auseinander.

„Wir wissen in zwei Fällen genau, daß der Mörder seine Opfer sorgfältig über Wochen hinweg beobachten ließ, bis er erfuhr, daß sie sich mit Geld in die Eisenbahn setzten. Im Fall Stoneman ist das Opfer sogar aufgefordert worden, die Reise zu machen. Das bedeutet, daß die Frau, die sich an den Mann heranpirschte, in viel engerem Kontakt zu dem Mörder stehen muß als etwa Nees, der nur die Rolle eines kläglichen Handlungers spielte. Phil, ich will wissen, wie es bei Francis Morgan war. Wir fahren nach Los Angeles.“

Wir erwischten ein Flugzeug, das gegen Mittag startete.

Francis Morgans Laden war ebenfalls geschlossen, aber wir fanden heraus, daß er einen Angestellten gehabt hatte. Der Mann hatte inzwischen eine Anstellung in einem anderen Juwelierladen gefunden, und wir interviewten ihn dort.

Ich platzte mit der Tür ins Haus.

„Hat Ihr Chef in letzter Zeit, kurz vor seinem Tode, Bekanntschaft mit einer Dame geschlossen?“

„Ja,“ antwortete er klipp und klar.

Hinter mir piff Phil melodisch.

„Bitte berichten Sie!“

Was der Mann erzählte, hörte sich an wie eine alltägliche Geschichte. Genau acht Tage vor der verhängnisvollen Reise war am Morgen kurz nach Geschäftseröffnung eine Frau in den Juwelierladen gekommen und hatte nach einem Turmalinring gefragt. Ursprünglich hatte der Gehilfe die Frau bedient, aber dann war Morgan aufgetaucht und hatte sich galant der Dame angenommen, obwohl er sich sonst für Kunden, die weniger als einkarätige Brillanten haben wollten, nicht interessierte. Die vorgelegten Ringe gefielen der Unbekannten nicht, worauf Morgan sich erbot, bis zum Nachmittag noch weitere Exemplare zu beschaffen.

Der Gehilfe erinnerte sich genau, daß die Dame daraufhin sagte: „Sehr nett von Ihnen, aber ich habe eine Verabredung am Nachmittag, die sicherlich bis ungefähr acht Uhr dauert. Dann ist Ihr Geschäft geschlossen.“

Morgan antwortete: „Ich bringe die Steine gerne an jeden beliebigen Ort, den Sie bestimmen.“

Der Gehilfe seufzte schon bei dem Gedanken, daß er Überstunden machen müßte, denn die Frau erklärte, daß sie um acht Uhr abends in einem bestimmten Lokal zu Abend essen würde. Morgan versprach, daß ihr die Ringe dort gezeigt würden.

Bei Geschäftsschluß durfte der Gehilfe nach Hause gehen. Morgan überbrachte die Ringe selbst. Ob er die Frau danach noch getroffen hatte, konnte sein Angestellter nicht sagen.

„Wie sah die Frau aus?“

„Beachtlich! Schwarzes Haar, graue Augen, dunkler Teint, stark geschminkt.“

Als wir auf der Straße standen, sagte Phil traurig: „Es gibt so viele hübsche schwarzhhaarige Frauen in Amerika.“

„Einerlei,“ sagte ich. „Wir fliegen nach New York zurück, erkundigen uns, ob Nees endlich seinen Mann gefunden hat, und fahren dann nach Chicago und von dort aus nach Frisco. Ich will wissen, ob bei den Morden an John Smith und Os-
well Boom auch eine Frau eine Rolle gespielt hat.“

Am anderen Tag erreichten wir New York am Abend um acht Uhr. Wir fuhren ins Hauptquartier. Nees saß noch im Kittchen, weil der Untersuchungsrichter den Verdacht auf Mittäterschaft für begründet hielt. Er hatte sich sämtliche Galgenvögelgesichter angesehen, die wir in der Kartei hatten, aber sein Auftraggeber war nicht darunter. Wenigstens behauptete er das.

Ich fand einen ganzen Stoß Post mit Nachrichten von Chester Road über den Verlauf der Untersuchungen, die er hatte durchführen lassen. Ich stopfte sie in eine Aktenmappe und rief beim Flughafen an. Die nächste Maschine nach Chicago ging erst morgens um vier.

„Nehmen wir den Intercontinental,“ schlug Phil vor. „Er fährt eine Stunde vor Mitternacht. Wir sind praktisch um dieselbe Zeit in Chicago wie mit der Vieruhrmaschine und können unterwegs schlafen.“

„Ich habe mir geschworen, diesen Zug nie wieder in meinem Leben zu benutzen,“ erklärte ich, aber dann fuhren wir doch zum Bahnhof.

Zufällig war es der Zugführer, mit dem ich während der sechs Wochen oft genug gereist war.

Klar, daß wir unter diesen Umständen zwei gute Einzelabteile bekamen. Als wir die letzten Häuser New Yorks hinter uns ließen, lag ich schon im Bett. Das monotone Donnern der Räder wirkte wie ein prima Schlaflied. Im Handumdrehen war ich weg.

Wach wurde ich davon, daß es dumpf gegen meine Tür polterte.

Wenn ich sage, daß ich wach wurde, dann meine ich auch wach. In der Zeit, in der andere Leute gähnen, war ich schon aus dem Bett, hatte den Revolver aus der Halfter am Haken gerissen und schlich auf nackten Füßen zur Tür. Ein Griff an das simple Drehschloß, ein Ruck, und die Tür flog auf, während ich zwei Schritt zurücksprang.

Vor meiner Kabinentür im Gang stand ein großer Mann, oder richtiger gesagt, er schien dagegen gelehnt worden zu sein. Jetzt, da er die Stütze verlor, neigte sich sein Körper langsam unter der eigenen Schwere. Wie ein stürzender Baum fiel er nach vorn in mein Abteil hinein.

Ich starrte noch auf meinen reglosen Besuch, als Phil fröhlich grinsend im Schlafanzug, aber seine Kanone in der Hand hereinkam.

„Fall nicht in Ohnmacht, Jerry,“ sagte er freundlich. „Dieser Herr ist nicht tot. Ich erlaubte mir, ihm einen Klaps auf den Hinterkopf zu versetzen, als ich ihn dabei überraschte, wie er deine Tür öffnen wollte.“

„Danke schön, aber warum schlägst du meine Besucher?“

„Wenn er einen Blumenstrauß in der Hand getragen hätte, hätte ich es sicherlich nicht getan, aber er trug das da bei sich.“

Er schob mit dem Fuß einen Gegenstand von der Schwelle ins Zimmer, einen schweren Revolver.

Ich hob die Waffe an der Mündung auf und sah sie mir an. Sie war genau von der Sorte, aus der die Kugel in meine Wohnung abgefeuert worden sein konnte.

„Faß an! Ziehen wir ihn ganz hinein. Bin gespannt, was er uns zu erzählen hat, wenn er seine fünf Sinne wiederfindet.“

Phil schloß die Tür, während ich die Taschen des Burschen visitierte. Ich fand fünfhundert Dollar und einen Führerschein auf den Namen Charles Beggar, ausgestellt von der Behörde in Boston.

Wir setzten uns auf mein Bett und warteten darauf, daß Charles zu Verstand kam. Phil berichtete, flüsternd, daß er wach geworden war, als der Zug in Pittsburgh hielt, aber nicht wieder einschlafen konnte, dann Schritte hörte, die vor unserer Kabinentür stoppten, aufstand, vorsichtig seine Tür öffnete, und den Mann dabei überraschte, wie er bei mir einzudringen versuchte. Die Waffe in seiner Hand ließ keinen Zweifel über seine Absichten, und Phil schlug ihm kurz entschlossen den Revolver über den Schädel. Er sackte gegen die Tür, und als ich sie wenige Sekunden später aufriß, fiel er mir entgegen.

Phil war mit seinem knappen Bericht kaum fertig, als Charles Beggar sich zu regen begann. Erst zuckte er ein wenig mit den Armen, dann stieß er ein kräftiges Stöhnen aus, wälzte sich auf die Seite und faßte leise fluchend an seinen Hinterkopf. Sein Blick fiel auf unsere Schlafanzugbeine. Er ließ die Augen aufwärts wandern. Sein Blick blieb an unseren Gesichtern hängen. Wir sahen ihn aufmerksam und ausdruckslos an. Er war noch ein junger Kerl mit einem hübschen, aber brutalen Gesicht. Sein kurz geschnittenes schwarzes Haar fiel ihm mit ein paar glänzenden Strähnen ins Gesicht.

„Hallo, Revolverheld,“ sagte ich.

Er verlegte sich zwei Sekunden lang aufs Lügen.

„Wo bin ich?“ stotterte er. „Was wollen Sie von mir?“

Ich hielt ihm seinen Revolver unter die Nase.

„Laß doch den Unsinn, Revolverheld,“ sagte ich freundlich. „Ich habe noch die Kugel, die du mir in die Wohnung geschickt hast. Du weißt doch, daß es Methoden gibt, mit absoluter Sicherheit zu beweisen, daß jene Kugel aus diesem Revolver stammt!“ Ich wog die Knarre in der Hand.

„Keine Chance für dich, dem Richter etwas vorzuflunkern.“

Er starrte uns wütend an.

Phil steckte ihm eine Zigarette zwischen die Lippen. Er richtete sich ganz auf, so daß er jetzt auf der Erde saß. Ich gab ihm Feuer.

„Nett, wie wir dich behandeln, nicht wahr?“ fragte ich. „Aber das hört auf, wenn du wieder zu lügen anfängst. Hier auf der Strecke sind in den letzten Wochen zwei Morde begangen worden. Dazu kommen noch drei Morde in anderen Zügen. Wie viele davon gehen auf dein Konto?“

„Keiner,“ antwortete er finster.

„Revolverheld,“ sagte ich mit leiser Warnung in der Stimme, „lüge nicht leichtsinnig. Natürlich haben wir die Kugel von den Leuten, die daran starben. Sie brauchen nur aus deiner Kanone zu stammen, und du bist fällig.“

„Ich war's nicht,“ brummte er noch einmal. Er sah vor sich hin auf den Boden. Plötzlich riß er den Kopf hoch. Sein Gesicht war ganz verändert. Panische Angst und gräßliches Entsetzen standen darin. Seine Stimme schlug um, wurde hell und gellend, als er hastig schrie: „Damit habe ich nichts zu tun. Aber ich erhielt die Waffe von dem Mann, der mir auftrag, Sie zu erledigen, und wenn er vorher mit diesem Schießseisen die Morde beging, von denen Sie sprechen, dann schieben Sie es mir in die Schuhe.“ Er heulte auf. „Das war ein Trick von dem verdammten Hund. Ich soll für ihn den Kopf hinhalten.“

„Schrei nicht so!“ fuhr ich ihn an. Er klappte gehorsam das Maul zu.

„Na, nun erzähle uns mal hübsch der Reihe nach dein Märchen, und wir sagen dir dann hinterher, ob es uns gefallen hat oder nicht.“

Ich sage Ihnen, das war vielleicht ein unsympathischer Typ, der da vor uns auf dem Boden hockte. Ein Bursche, der für Geld alles machte. Wie ein Zuchthaus von innen aussah, das wußte er genau. Er hatte für ein paar Gangsterbosse gearbeitet, und wenn Leute einen Handlanger suchten, dem es auf nichts ankam, dann war Charles Beggar, Boston, die richtige Adresse für sie. So interessant sie war, im Augenblick interessierte uns die Laufbahn des Revolverhelden nur von dem Zeitpunkt an, da er gegen mich eingesetzt wurde.

Eines Tages, dem Datum nach zwei Tage nach dem Mord an Oswald Boom, suchte ihn ein Mann in seiner Stammkneipe in Boston auf und charterte ihn für den Job, einen Mann, nämlich mich, dort zu erledigen, wo immer sich die Gelegenheit bot. Den Mann erkannten wir nach der Beschreibung des käuflichen Totschlägers leicht wieder. Es handelte sich um denselben schlanken Burschen mit spärlichem blondem Haar, der auch Frank Nees für das wahrhaft harmlosere Geschäft engagiert hatte, Seemers Sekretärin in Glut zu versetzen. Als Beggar erfuhr, daß er einen G-man killen sollte, verlangte er die doppelte Taxe, was wir als sehr schmeichelhaft empfanden.

Sein Auftraggeber fuhr ihn im Wagen nach New York, stellte sich gegenüber dem Hauptquartier auf, wartete, bis Phil und ich herauskamen, und zeigte ihm in meiner werten Person den Gegenstand, der ihm als Zielscheibe dienen sollte. Daraufhin wurde er in ein gemietetes Zimmer gefahren, bekam die Kanone in die Hand gedrückt, dazu eine erste Anzahlung von tausend Dollar und den Auftrag, sich nicht zu rühren, bis er abgeholt würde.

Der Arbeitgeber holte ihn dann an jenem Abend, an dem wir Frank Nees verhafteten, stellte ihn meiner Wohnung gegenüber ins Gebüsch, parkte einen Wagen zwei Ecken weiter und sagte ihm, er sollte mich auslöschen, sobald ich ins Haus wollte. Das klappte wegen meines geparkten Jaguar nicht, und der gedungene Mörder versuchte es, als ich am Fenster erschien. Er rannte weg, als er vorbeischoß, und fuhr zu seinem Zimmer zurück. Sein Manager erschien am nächsten Tag und war nicht zufrieden. Inzwischen flogen wir nach Los Angeles, und Beggar wurde vorübergehend beschäftigungslos.

Der letzte Akt spielte sich dann so ab, daß Beggar gegen Mittag alarmiert wurde. Der schmale Blonde tauchte wieder bei ihm auf, sagte, ich sei zurück, und jetzt dürfte ich nicht entwischen. Sie warteten in einem Wagen vor dem Distriktbüro, bis wir es verließen, und folgten uns auf Schritt und Tritt, bis wir uns zum Bahnhof begaben.

„Er hat ganz nahe hinter Ihnen gestanden, als Sie die Fahrkarte lösten,“ sagte Beggar. „Er ging dann zu mir zurück, gab mir ebenfalls einen Fahrschein und sagte, daß Sie nach Chicago führen. Sie würden sicherlich eine Einzelkabine nehmen. Ich solle Sie hinter Pittsburgh umlegen, in Crosh aussteigen und mit dem nächsten Zug morgens um sechs Uhr nach Chicago weiterfahren. Er würde sich in diesem Zug befinden. Wenn es geklappt hätte, erhielte ich den Rest, noch einmal tausend Dollar, und dann könnte ich mich nach Boston trollen. Das ist alles, Mr. G-man. Geben Sie mir noch eine Zigarette.“

Phil tat es.

„Du hast einen Fall vergessen,“ sagte ich, während ich ihm Feuer gab. „Du hast schon in der 88. Straße versucht, mich umzulegen.“

„No, das war ich nicht. Ich hab's nur in Ihrer Wohnung versucht.“

Wenn man bedenkt, was für eine Nummer er war, verdiente er es natürlich nicht, daß wir so nett mit ihm umgingen, aber wenn es uns weiterhalf, dann war ich auch bereit, mit dem Teufel persönlich freundlich zu reden.

„Hattest du keine Angst, daß dein Auftraggeber dich verschaukelt und nicht daran denkt, dir den Rest zu zahlen?“

Er zeigte ein schwaches Grinsen. „Ich glaube nicht, daß, er's wagt.“

„Mein Junge, da kennst du den Mann schlecht. Der wagt noch ganz andere Sachen, als einen schäbigen Revolverhelden um seinen Henkerslohn zu begaunern. Paß auf, wir geben dir 'ne Chance, vor dem Richter einen guten Eindruck zu machen. Nimm an, du hättest es geschafft, und ich wäre tot. Du tust genau das, was dir aufgetragen worden ist. Du steigst in Crosh aus und kümmerst dich um nichts. Du nimmst den Zug nach Chicago und suchst deinen Auftraggeber. Den Rest laß unsere Sorge sein. Einverstanden?“

Er nickte schwer.

Ich schüttelte die Kugeln aus dem Revolver und gab ihm das Ding zurück. „Da, für den Fall, daß dein Freund danach fragt. Und jetzt rück mal ein wenig zur Seite. Wir müssen uns anziehen.—Wo sind wir überhaupt, Phil?“

„Noch eine halbe Stunde bis nach Crosh.“

Als der Intercontinental kurz nach vier Uhr morgens in den nächtlich leeren Bahnhof von Crosh einlief und vor dem Bahnsteig zwei hielt, stiegen nur sieben Leute aus, unter ihnen Charles Beggar. Phil und ich waren nicht unter den Aussteigenden, wenigstens nicht auf der offiziellen Seite. Wir sprangen auf der anderen Seite aus dem Expres, rannten über Gleis drei und liefen die Treppe zum Ausgang hinunter. Natürlich konnte Beggar während dieser einen Minute zu türmen versuchen, aber seine Chancen in dem relativ kleinen Crosh waren schlecht. Außerdem hatten wir ihm gesagt, daß einer von uns am Fenster bleiben und ihm eine Kugel nachsenden werde, sobald er versuchen würde, sich in Trab zu setzen.

Artig kam er inmitten der anderen Reisenden am Ausgang an, als wir schon Deckung hinter dem Nachlöseschalter gefunden hatten. Wir hielten das Aussteigen zur falschen Seite für notwendig, falls der Strolch schon hier erwartet wurde.

Wir sahen, wie er zum Speisesaal ging. Nachdem die Reisenden aus dem Intercontinental die Halle verlassen hatten, befand sich niemand mehr darin außer einem gähnenden Bahnbeamten und einem Landstreicher.

Phil hielt den Eingang zum Wartesaal im Auge, während ich in das Büro des Bahnhofsvorstehers stiefelte. Ich hielt ihm meinen Ausweis unter die Nase und setzte ihm auseinander, daß sich hier einiges ereignen würde, worüber er sich aber keine Gedanken zu machen brauchte, da der Zugverkehr davon nicht berührt würde. Dann telefonierte ich mit der Polizei.

„Ich brauche zwei Kriminalbeamte in Zivil,“ sagte ich, nachdem ich mich vorgestellt hatte. „Schicken Sie Ihre besten Leute zum Bahnhof, in das Büro des Chefs. Es schadet nichts, wenn Sie sich so herrichten, daß man sie für Reisende halten könnte. Ich warte hier.“

Zwanzig Minuten später erschienen zwei Leute, kräftige, untersetzte Gestalten. Es schienen geschickte Jungen zu sein, denn sie trafen in Abständen von ein paar

Minuten ein, und der eine trug einen Koffer, der andere zwei Aktentaschen. Sie nannten ihre Namen und fragten, was zu tun sei.

„Charles Beggar, ein Gangster, ist der Bursche, den Sie nicht aus den Augen lassen dürfen, ein großer, junger schwarzhaariger Kerl. Sie erkennen ihn sofort. Er besteigt um sechs Uhr den Frühzug nach Chicago. Sobald er im Zug ist, ist der Fall für euch erledigt. Hier, der Stationsvorsteher wird euch zwei Fahrkarten geben, damit nichts an der Echtheit fehlt. Gehen Sie nicht gleichzeitig in den Warteraum.“

Sie erhielten die Fahrkarten und verkrümelten sich in Abständen. Phil konnte seinen Posten verlassen.

Der Sechsuhrzug von New York nach Chicago ist ein gewöhnlicher D-Zug. Charles Beggar ging früh auf den Bahnhof. Seine beiden Schatten folgten ihm in der entsprechend vorsichtigen Weise. Als der Zug einlief, hatten sich nicht wenige Reisende versammelt. Beggar stieg in einen der letzten Waggons. Einer der Kriminalbeamten drängte sich unmittelbar nach ihm durch den Einstieg, der andere benutzte die nächste Tür.

Der Lautsprecher blökte: „Vorsicht! Zurücktreten! Zug fährt ab.“ Die Lokomotive pfiiff, ruckte an, rollte.

„So,“ sagte ich zu Phil, sobald der Zug fuhr, „es kann losgehen.“

Wie bitte? Ach so, Sie wollen wissen, wie wir in den Zug gekommen sind. Sie kennen doch die großen Blechkästen, in denen die Post ihre Pakete per Bahn befördert. Die Blechkästen werden mit einem Hubstapler in den ersten Waggon, den Postbahnwagen, gehoben. Für einen Mann ist Platz genug in einem solchen Ding, und Phil und ich hatten je eins für uns beschlagnahmt. Über uns lagen zur Tarnung ein paar leichte Pakete, und so gelangten wir ungeschrien in den Zug. Wir mußten ja damit rechnen, daß Beggars Auftraggeber am Fenster stand, und wenn er den toten Jerry Cotton hätte einsteigen sehen, dann wäre unser schöner Plan geplatzt.

Die Postbeamten in dem Paketwagen staunten nicht schlecht, als wir aus den Transportkästen krabbelten.

„Nur Ruhe, Freunde,“ sagte ich. „Das ist kein neuer Posträuber, sondern wir möchten nur einen guten Freund überraschen. Schließt mal die Verbindungstür zum Zug auf.“

Eine Minute später standen wir auf dem Gang des ersten Wagens. Ich sah, wie Phil unter die Achsel griff, um zu prüfen, wie locker der Revolver saß.

Langsam schlenderten wir den Gang entlang und warfen einen Blick in jedes Abteil, in dem die Leute teils noch schliefen. Ungefähr in der Mitte entdeckte ich einen Kriminalisten aus Crosh. Ich schob die Tür auf. Er erhob sich, kam zu mir und flüsterte: „Er sitzt vier Abteile weiter allein mit einem Mann. Mein Kollege sitzt in dem Abteil dahinter.“ Dann setzte er sich wieder. Ich zog die Schiebetür zu.

„Vier Abteile,“ sagte ich zu Phil. „Geh bis ans Ende des Waggons, damit wir ihn notfalls in die Zange nehmen können. Ich gehe zurück. Vom stehen zwei Leute auf dem Gang. Sie müssen in die Abteile, damit es kein Unglück gibt, falls geschossen werden sollte. Zeig den Rücken, wenn du an seinem Abteil vorbeigehst.“

Phil nickte und schob sich vorwärts. Ich ging zurück. Die beiden Leute auf dem Gang waren ein Mann und eine Frau.

„Gehen Sie bitte in Ihre Abteile,“ forderte ich sie auf.

„Warum?“ fragte der Mann stirnrunzelnd.

Ich zeigte den Ausweis. „FBI. Fragen Sie nicht groß. Es ist besser.“

Sie erschrakten und gingen sofort.

Ich drehte mich um, legte die Rechte an den Griff des Revolvers in der Halfter. Es war soweit. Am Ende des Waggons stand Phil, ebenfalls eine Hand in der Brusttasche versenkt. Ich nickte ihm zu und setzte mich in Bewegung.

Ich hatte kaum zwei Schritte getan, als in der Wagenmitte eine Tür aufgeschoben wurde. Sekundenlang dachte ich, daß irgendein harmloser Passagier herauskäme, aber dann war es ein schmaler Mann mit spärlichem blondem Haar. Er sah mich. In seinem Gesicht malte sich erst Staunen, dann maßlose Wut. Seine Hand fuhr in das Innere seines Jacketts. Ich hörte seine Stimme gellen: „Du Hund!“

Ich rannte. „Runter mit der Hand!“ schrie ich. Er hörte nicht. Er hatte den Revolver schon herausgerissen und zog durch.

Ich warf mich platt auf den Bauch. Er machte eine halbe Drehung und feuerte in sein Abteil. Ich zog meinerseits durch. Auch Phils Revolver knallte. Der Körper des Blondens zuckte hoch. Er taumelte vorwärts, fiel gegen das Flurfenster und knickte in die Knie. Aus seiner Waffe löste sich noch ein Schuß. Dann fiel er nach vorn aufs Gesicht.

Phil war früher bei ihm als ich. Er drehte ihn auf den Rücken. Er lebte noch, aber es sah nicht so aus, als würde er davonkommen. Ich ging ins Abteil hinein. Charles Beggar saß auf dem Polster, hielt die Augen geschlossen und preßte beide Hände flach gegen den Leib. Sein Gesicht war gelblich blaß. Ich berührte seine Schulter.

„Was abgekriegt, Revolverheld?“ fragte ich.

Er ließ die Arme fallen, krümmte sich ein wenig, dann rollte er vom Polster herunter vor meine Füße. Er war tot.

Sie können sich denken, was in dem Zug nach dem Schießen los war. Das Zugpersonal hatte alle Mühe, die Leute zur Ruhe zu bringen.

Mit aller Vorsicht legten wir den Angeschossenen auf das Polster seines Abteils. Es sah böse aus. Phil hatte ihn getroffen und auch ich.

Wir verbanden ihn, so gut es ging mit Hilfe der Zugapotheke, veranlaßten, daß der Zugführer dem nächsten Bahnhof telegrafierte, damit ein Krankenwagen bereitstand.

Die nächste Station hieß Lieckfield. Zwanzig Minuten nach den Schüssen wurde der immer noch ohnmächtige Blonde auf einer Trage von zwei Krankenschwestern in ein Auto verfrachtet und unter Sirenengeheul ins nächste Krankenhaus transportiert. Phil und ich fuhren in einem Taxi hinterher. Seine Sachen nahmen wir mit. Charles Beggar wurde von einem Leichenwagen geholt.

Ich sprach zwei Worte mit dem Arzt, bevor er sich um den Verwundeten kümmerte.

„Sehen Sie zu, daß Sie ihn durchbekommen, Doc. Es ist ein Mitglied der Bande, die die Eisenbahnmorde verübt hat.“

„Ich tue, was ich kann,“ antwortete der Arzt.

Zwei Stunden später starb der Blonde.

Da saßen wir nun in einem Zimmer des Krankenhauses, vor uns auf dem Tisch die Kleider und sämtliche Habseligkeiten des Toten: Uhr, Geldbörse, Brieftasche und die Waffe, mit der er um sich geschossen hatte.

Von ihm selbst konnten wir nichts mehr erfahren. Vielleicht erzählten uns die Dinge etwas, die er zurückgelassen hatte. Außer dem Geld fanden wir in der Brieftasche seinen Führerschein, ausgestellt in New York.

Das war der einzige Hinweis auf seine Identität. Phil ließ sich sofort mit dem Hauptquartier in New York verbinden und bat Mr. High, er möge veranlassen, daß ein Kollege sich mit der Vergangenheit des verstorbenen Mannes beschäftigte.

Während Phil telefonierte, fischte ich aus der Rocktasche ein zerknülltes Telegrammformular. Es war an Mr. Earl Lutter, z.Z. Rondo Hotel, New York, gerichtet und lautete:

*bestätigen Zimmerreservierung ab 24. dieses monats stop, verbindlichen
dank stop sun hotel stop chicago*

Phil beendete das Gespräch. Ich zog ihn am Ärmel.

„Lutter bestellte ein Zimmer in Chicago. Er wollte also mindestens eine Nacht bleiben. Ob er eine Verabredung hatte?“

„Keine Ahnung.“

„Ob es wohl eine gute Idee ist, wenn ich hingehe und mich als Earl Lutter eintrage?“ überlegte ich laut. „Vielleicht kommt ein anderes Mitglied der Bande ins Hotel.“

„Einen Versuch wäre es wert,“ meinte Phil.

„Okay, du fährst nach Frisco weiter und informierst dich, ob Oswell Boom ebenfalls die Bekanntschaft einer Frau machte, bevor er starb. Ich steige in Chicago aus, gehe ins Sun Hotel und warte darauf, daß jemand auftaucht und sich mit Earl Lutter unterhalten will. So verlieren wir keine Zeit.“

Da Lieckfield keinen Flugplatz hatte, mußten wir auf den nächsten Zug warten. So blieb uns Zeit genug, mit dem Polizeichef des Ortes zu reden, damit die Überführung der Toten nach New York organisiert werden konnte. Gegen Mittag dann ratterten wir Chicago entgegen.

Ich las unterwegs die Post, die Chester Road mir geschickt hatte. Er hatte eine Nachricht erhalten, daß in Mexiko ein paar der Brillanten aufgetaucht waren, die der Eisenbahn-Mörder im Falle Morgan erbeutet hatte. Road hatte einen unserer Leute über die Grenze geschickt, und unser Mann hatte eine gute Beschreibung des Verkäufers beschaffen können.

Der Mann, auf den sie paßte, lag zu dieser Stunde wahrscheinlich in einem Kühlwagen und befand sich auf dem Weg nach New York, und ich reiste unter seinem Namen nach Chicago.

Das Sun Hotel war ein gutes Hotel, nicht gerade Luxus, aber vornehm.

Ein Boy nahm mir die Aktentasche ab. Der Empfangschef wünschte. „Guten Abend“ und begleitete mich zum Portier.

„Mein Name ist Earl Lutter,“ sagte ich. „Ich habe ein Zimmer bestellt.“

Er blätterte in seinem Buch.

„Jawohl, Mr. Lutter, Nummer 241 im ersten Stock. Mit Bad.“

„Ist bereits nach mir gefragt worden?“

Er prüfte das Brieffach 241 und nahm einen Zettel heraus.

„Nur ein Anruf, ob Sie schon eingetroffen wären. Der Anrufer nannte keinen Namen.“

„Vielen Dank,“ sagte ich und folgte dem Pagen zum Lift. Sobald der Boy mit dem Trinkgeld in der Hand die Tür hinter sich zugezogen hatte, zündete ich mir eine Zigarette an, stellte mich ans Fenster und dachte nach. Unter mir kochte der Verkehr von Chicago.

Hm, Earl Lutter wurde also erwartet. Wenn ich nur gewußt hätte, wie ich mich zu benehmen hatte, um seine Freunde nicht vor den Kopf zu stoßen, bis sie vor mir standen. Ich kannte nicht einmal die Stimme von Lutter, um sie wenigstens in etwa am Telefon zu imitieren. Alles was ich je von ihm gehört hatte, war der Wutschrei: „Du Hund!“ Es blieb mir gar nichts anderes übrig, als die Dinge auf mich zukommen zu lassen und auf mein Glück zu vertrauen.

Heute nacht würde jedenfalls nicht mehr so viel passieren. Ich nahm ein Bad und legte mich ins Bett. Am anderen Morgen weckte mich das Telefon. Es war erst sieben Uhr dreißig.

„Guten Morgen, Mr. Lutter. Sie werden gewünscht.“

„Jemand da?“

„Nein, am Telefon. Anruf von auswärts.“

Ich schluckte. „Schalten Sie durch,“ sagte ich dann entschlossen. Es knackte ein paarmal.

Dann sagte eine Stimme: „Earl, bist du es?“

Ich verdeckte die Sprechmuschel halb mit der Hand. Sehr leise quetschte ich hervor: „Okay, ich bin's. Wie geht's?“

„Hallo?“ rief mein Gesprächspartner. „Ich verstehe schlecht. Sprich lauter, Earl!“

Ich ging aufs Ganze. „Kann nicht,“ krächzte ich, „bin völlig erkältet. Hab's mir gestern im Zug geholt. Hatte ich immer schon Last mit.“

Hoffentlich hatte Lutter sich nie damit gebrüstet, daß er ein leidenschaftlicher Eiswasserschwimmer sei. Es schien nicht der Fall zu sein, denn der Anrufer reagierte nicht auf meine Erkältungsstory.

„Wie steht's, Earl?“ fragte er ungeduldig. „Ist der G-man endlich abgereist?“

„No,“ antwortete ich. „Es ging schief. Sie waren zu zweit. Unser Mann fiel auf und dann um. Er nahm einen von den beiden mit, aber den Falschen.“

Ich erzählte das so, damit mein Gesprächspartner sich nicht wunderte, wenn er von zwei Opfern bei der Schießerei im Zug in den Zeitungen las. Ich hatte zwar strikte Anweisung gegeben, daß der Presse keine Einzelheiten mitgeteilt werden sollten, aber ich konnte nicht verhindern, daß die Journalisten davon durch die Mitreisenden erfuhren.

Mein unbekannter Gesprächspartner fluchte wild vor sich hin. Ich ließ ihn toben.

„Der Mann muß weg, Earl!“ schrie er. „Ich habe keine ruhige Minute mehr, solange er noch herumläuft.“

Jetzt wußte ich, mit wem ich sprach. Am anderen Ende der Strippe hing der Maskierte aus dem Intercontinental und telefonierte mit mir, dem G-man, der ihn

suchte. Eine wahrhaft verrückte Situation.—Wenn ich aus dem telefonischen Gespräch ein persönliches machen konnte, dann... Ich versuchte es.

„Wir werden darüber reden müssen,“ flötete ich und zwischendurch hustete ich angestrengt der Glaubwürdigkeit halber. „Wann kann ich dich sehen?“

„Ich komme übermorgen. Genaue Zeit weiß ich noch nicht. Ich rufe dich an. Laß dir was einfallen, wie wir ihn endlich loswerden.“

Die Abschiedsformel sparte er sich. Es knackte in der Leitung. Er hatte eingehängt.

Ich drückte die Gabel hinunter, ließ sie wieder hochschnellen und rief den Portier an.

„Erkundigen Sie sich beim Fernsprechamt, woher der Anruf kam,“ befahl ich. Gut erzogenes Hotelpersonal wundert sich über nichts.

Der Portier antwortete nur: „Jawohl!“

Fünf Minuten später klingelte mein Apparat wieder. Ich erhielt die Auskunft, daß ich vom Hauptpostamt Cincinnati City angerufen worden war. Mein Mann befand sich also nicht in Chicago, und für den Augenblick konnte ich nichts anderes tun, als auf seinen neuen Anruf am übernächsten Tag zu warten.

Damit durfte der offizielle Teil des Tages als erledigt angesehen werden. Ich blätterte im Anzeigenteil der Zeitung nach dem Vergnügungsprogramm, um nach den passenden Gelegenheiten zur Zerstreung bis übermorgen Ausschau zu halten. Im Logan Theater spielten sie einen Film, der mich interessierte, und ich ließ mir für den Abend vom Portier eine Karte besorgen.

Das Logan Theater ist einer der größten Vergnügungspaläste Chicagos. Vor dem Film zeigen sie ein ausgedehntes Varietéprogramm. Das müssen sie tun, wenn sie die Leute überhaupt noch von ihren Fernsehgeräten weg in den Kintopp locken wollen.

Ich ließ es über mich ergehen. Es fing an mit einem Ballett. Es folgten zwei Parterre-Akrobaten, dann ein Jongleur und dann ein Zahnkraftakt, ausgeführt von einer blonden Frau. Hallo, ich kannte die Dame doch, die dort an ihrem eigenen Gebiß herumturnte. Rasch blätterte ich im Programm.

Richtig: Death-Lilly, das Girl aus dem Intercontinental, das auch nicht schlafen konnte. Ich überlegte mir, daß ich noch einen langen Abend vor mir hatte, und ich kannte niemanden in Chicago. Wenn Death-Lilly nicht anderweitig vergeben war, konnte sie mir beim Abendbrot Gesellschaft leisten.

Ich wartete ab, bis ihre Nummer zu Ende war, drängte mich durch die Reihe und verhandelte mit einer Platzanweiserin, mir den Weg hinter die Bühne zu zeigen. Für zwei Dollar tat sie es.

Wie es hinter den Kulissen aussah, wußte ich von einem Hollywood-Job her, jedenfalls nicht annähernd so glanzvoll wie vor dem Vorhang.

Death Lilly teilte eine Garderobe mit einer Kollegin. Jedenfalls stand ein zweiter Name, *Monique*, an der Tür.

Ich klopfte in aller Bescheidenheit an. Ein ältliches weibliches Wesen, die Garderobiere, steckte den grauen Kopf heraus. Ich erkundigte mich, ob Miss Death-Lilly zu sprechen sei. Mein Name sei Cotton, und wir wären alte Bekannte von einer D-Zug-Fahrt her.

„Moment,“ sagte die Garderobiere streng und schlug mir die Tür vor der Nase zu. Erst drei Minuten später tauchte sie wieder auf und eröffnete mir, daß ich eintreten möge.

Die blonde Artistin saß in einem Bademantel am Schminktisch, hatte mit einem Tuch die Haare zurückgebunden und hantierte mit einem Wattebausch an ihrer Fassade.

Sie drehte sich zu mir um, zeigte das Berufsgebiß und rief: „Hallo, Mr. G-man. Nett, daß Sie sich meiner erinnern.“ Dabei steckte sie mir die linke Hand hin. Ich schüttelte sie höflich.

„Reden wir nicht vom Dienst. Woher wissen Sie überhaupt...“

„Na,“ lachte sie, „ich habe Sie doch groß in Aktion gesehen, damals in jener Nacht im Intercontinental. Sie übler Schwindler, mir zu erzählen, Sie wären ein Geschäftsmann. Und hinterher hatten Sie keinen Blick mehr für mich.“

„Der Beruf geht nun mal vor,“ sagte ich, „aber würden Sie dennoch mit mir zu Abend essen?“

„Sehr gern. Wissen Sie, ich finde die Bekanntschaft mit einem G-man rasend interessant. Sie müssen mir Ihre beruflichen Abenteuer erzählen.“

„Den Teufel werde ich tun,“ knurrte ich.

„Ich bringe Sie schon dazu,“ sagte sie lächelnd, „aber jetzt müssen Sie mich entschuldigen. Ich muß mir mein Bühnengesicht noch abwischen.“

Wir plauderten, während sie mit Lappen, Watte, Bürsten hantierte. Später zog sie sich hinter einen spanischen Schirm zurück. Als sie wieder hervorkam, trug sie ein nettes Straßenkostüm.

„Wenn Sie wollen, G-man, können wir gehen.“

„Hören Sie,“ brummte ich, „nennen Sie mich Cotton oder Jerry, aber lassen Sie diese Berufsbezeichnung weg. Wenn Sie mich während des Essens so nennen, können Sie erleben, daß achtzig Prozent der Gäste das Lokal verlassen.“

Sie lachte. Ehrlich, sie sah nett aus, wenn sie lachte. Wahrscheinlich kam das von ihren allein schon aus Berufsgründen so wunderbar gepflegten Zähnen.

Wir waren im Begriff zu gehen, als die Garderobentür geöffnet wurde, und eine zweite junge Dame erschien, ein wahrhaft enormes Wesen, gegen das Death-Lilly geradezu bescheiden wirkte. Die Dame war schwarzhaarig von leicht getönter Haut und mit grauen Augen.

„Das ist Monique, meine Kollegin,“ stellte Lilly vor. „Trapezakt. Monique, das ist Mr. Cotton, der G-man aus dem Intercontinental, von dem ich dir erzählte.“

Miss Monique lächelte zurückhaltend und wünschte: „Guten Abend.“ Dann setzte sie sich an ihren Schminktisch.

„Warum sind Sie so schweigsam, G-man?“ fragte Lilly draußen.

Tatsächlich, ich hatte zwei Minuten kein Wort gesprochen.

„Gefällt Ihnen Monique?“ fragte sie weiter.

Gefallen? Nein, das war nicht das richtige Wort. Aber sie interessierte mich. Auf sie paßte haargenau die Beschreibung, die der Angestellte von Francis Morgan von der Dame gegeben hatte, die einen Turmalinring kaufen wollte, und sie wirkte wirklich so, daß auch ein seriöser Juwelenhändler sich ihretwegen die Beine ausriß.

Von diesen Gedanken konnte ich Lilly nicht gut etwas mitteilen.

„Ich dachte nur darüber nach, in welches Lokal ich Sie führen soll,“ sagte ich.

„Lassen Sie mich das tun,“ antwortete sie. „Ich kenne Chicago besser.“

Hören Sie mal, warum soll ich Ihnen eigentlich erzählen, wie ich diesen Abend verbrachte? Das war eine rein private Angelegenheit und für den Fortgang der Geschichte völlig ohne Bedeutung.

Für den anderen Morgen um elf Uhr hatte mich Lilly als Einkaufsbegleitperson bestellt, mit einem Wort, als Paketträger. Na ja, ich tat's ganz gern. Sie war ein nettes Mädchen, und übrigens hieß sie mit ihrem richtigen Namen ganz einfach Liane Baker.

Ich hatte noch einen anderen Grund, mit ihr zusammen zu sein, außer dem, mir die Zeit zu vertreiben. Niemand konnte mich besser über jene Monique informieren als sie. Zugegeben, daß die Zahl schwarzhaariger, braunhäutiger und grauäugiger Mädchen in den Vereinigten Staaten vermutlich zwischen einer und drei Millionen schwankt, aber Monique war mir nun einmal über den Weg gelaufen, und ich wollte ihr Leben ein wenig darauf abtasten, ob es irgendwie Beziehungen oder doch Möglichkeiten im Zusammenhang mit den Eisenbahnmorden gab.

Leider war es nicht einfach, aus Liane Genaueres über Monique herauszuholen. Sie nahm mein Interesse offenbar von der ganz falschen Seite, und wenn ich eitel wäre, so müßte ich sagen, sie sah darin einen Grund zur Eifersucht, obwohl wir beide beileibe nicht so zueinander standen, daß von Eifersucht überhaupt die Rede sein konnte. Ich versuchte es darum auf weiten Umwegen, indem ich mich ganz allgemein mit Lilly über das Artistenleben unterhielt.

Wir schlenderten durch die Geschäftsstraßen. Miss Baker kaufte einen Haufen Krempel, von dem ein Mann wahrhaft nicht wissen konnte, wozu er gut sein sollte. Sie erzählte viel von sich, wenig vom Artistenleben überhaupt, ganz wenig von Monique. Wir speisten noch zu Mittag miteinander. Dann verabschiedeten wir uns. Sie fragte nach meinen Plänen für heute abend, aber ich mußte bedauern, denn ich war entschlossen, ab Mitternacht mein Zimmer nicht zu verlassen, bis der Anruf kam.

Das Warten dauerte genau vierzehn Stunden. Um zwei Uhr mittags des nächsten Tages rief der Mann aus Cincinnati an: „Hallo, Earl,“ sagte er. „Ich bin angekommen.“

Ich schaffte mir sofort meine Erkältung wieder an.

„Okay, wann können wir uns sehen?“

Er antwortete nicht darauf.

„Earl, was bedeuten die Meldungen in den Zeitungen? Sie schreiben, die Schießerei hätte in einem ganz anderen Zug stattgefunden, als wir vereinbart hatten.“

Ich war auf diese Frage gefaßt.

„Wenn ich recht informiert bin, so stieg der G-man in Crosh aus, erledigte irgend etwas und nahm dann den Zug, in dem ich eigentlich Beggar treffen wollte. Ich nehme an, daß er Charles schon vorher erkannt hatte und durch diesen Zugwechsel feststellen wollte, ob Beggar ihm wirklich folgte.“

„Na schön, wir werden ihn schon noch erwischen. Wir treffen uns morgen abend, neun Uhr, auf der U-Bahn-Station Rodderplatz. Bis dahin, Earl. Und alles Gute für deine Erkältung.“

Er hängte ein. Ich ließ langsam den Hörer aus der Hand gleiten. Seine letzten Worte, der fromme Wunsch für meinen Husten, hatte verdammt ironisch geklungen.

Ich telefonierte mit dem Portier und bat ihn, sich doch einmal zu erkundigen, woher der Anruf gekommen war. Die Antwort lautete nicht anders, als ich sie erwartet hatte. Ein direkt gewähltes Stadtgespräch, dessen Herkunft nicht festzustellen war.

Wir befanden uns also in einer Stadt, ich, der G-man und der Eisenbahnmörder. Was sollte ich tun? Sollte ich zweitausend Polizisten alarmieren, um ihn zu suchen? Wie sah er aus? Ja, ich wußte es, glaubte es zu wissen, aber wie sollte ich mein Wissen in eine Beschreibung übersetzen, die für jeden Straßencop brauchbar war? Breitschultrige schmalhüftige Gestalt von sechs Fuß Größe, geschmeidige pantherartige Bewegungen, glitzernde Augen im Augenblick der Gefahr?

Wer konnte mit solchen Sätzen etwas anfangen? Wer sollte danach einen Mann verhaften, einen Mann noch dazu, der sich hüten würde, auf die Straßen einer Stadt zu gehen, in der er mir begegnen konnte, mir, dem einzigen Menschen, der ihn erkennen konnte, wenn auch nicht an mehr als an der Art seiner Bewegungen und seines Blickes.

Es hatte keinen Zweck, Chicagos Polizei verrückt zu machen. Diese Sache konnte ich nur ganz allein erledigen, und wenn ich bis morgen abend nervös werden sollte, konnte ich immer noch den Herrn Polizeichef bitten, ein paar Leute mehr als gewöhnlich um neun Uhr zur S-Bahn-Station Rodderplatz zu schicken.

Wenn einem eine dicke Sache bevorsteht, so tut man am besten daran, einfach nicht darüber nachzudenken. Bis morgen abend hatte ich Zeit genug. Ich fuhr zum Rodderplatz und sah mir die Gegend an, aber dann erwischte ich per Telefon Liane in ihrer Künstlerpension. Sie konnte sich für den Abend nicht mehr freimachen, weil sie mit ihrem Impresario verabredet war, der ihr einen neuen Vertrag vorlegen wollte, aber morgen brauchte sie nicht aufzutreten, und sie schlug mir vor, wir sollten einen schönen Tag am Michigansee verbringen.

Sie wissen, Chicago ist eine Stadt, bei der man von Schönheit nicht gut reden kann, aber der Michigansee, an dem sie liegt, ist große Klasse. Ich mietete mir am Morgen einen Lincoln und holte Liane ab. Wir steuerten gemächlich die Straße in Richtung Milwaukee, und ungefähr so in der Mitte zwischen beiden Städten schlugen wir uns seitwärts in die Büsche.

Die Uferstraße liegt etwa dreihundert Yard vom Seeufer weg und verläuft auf einer Böschung, denn der Michigansee tut bei dem passenden Wind schon mal so, als wäre er ein Meer. Die Wiesen sind mit Büschen und jungen Bäumen bepflanzt, die Böschung ausschließlich mit starken Machandelsträuchern, deren Wurzeln ihr mehr Halt geben sollen.

Liane und ich schlenderten dahin, und—ich muß es Ihnen gestehen—wir gingen Hand in Hand. Wir kletterten die Böschung hoch. Ich zog sie nach, obwohl sie sicherlich nicht schlechter lief als ich, ließ sie sich ziehen. Dann standen wir auf der Straße. Der gemietete Lincoln parkte einige fünfzig Schritt weiter am Straßenrand auf der gegenüberliegenden Seite.

Ich hatte heute abend noch eine Sache vor, von der ich, by Jove, nicht wußte, wie sie ausgehen würde. Ich fühlte dem Mädchen gegenüber so etwas wie Dankbarkeit für die paar schönen Stunden. Erkannte der Mann, den ich am Rodderplatz zu treffen hoffte, mich eine Minute früher als ich ihn, dann konnte dieser lustige Tag am Michigansee der letzte meines Lebens gewesen sein.

Ich hatte die Hand des Mädchens losgelassen, als wir auf der Straße standen.

„Wer erster am Wagen ist, darf fahren!“ rief sie plötzlich und rannte los. Ich verlor eine halbe Sekunde, bevor ich startete, und sie gewann ein paar Schritt Vorsprung.

Hören Sie, es ist ein erbärmliches Gefühl, wenn man mit einem strahlenden Lächeln einem Girl nachrennt, und auf einmal knallt es, und man findet sich im Straßenstaub wieder.

Jawohl, es knallte. Es war, als schlug mir eine mächtige und doch spitze Faust mit großer Kraft gegen die Schulter. Ich lag plötzlich flach, und ich weiß bis heute noch nicht, ob ich mich hingeworfen oder ob der Anprall der Kugel mich von den Beinen geholt hatte.

Es ist ein Glück, daß die Natur uns so eingerichtet hat, daß unser Organismus, wenn es brenzlich wird, schlagartig auf Touren läuft. Das ist ungefähr so, als schösse ein Auto, das bisher gemächlich mit zwanzig Meilen über die Straßen gekockelt ist, plötzlich und ohne Übergang mit hundert in der Stunde dahin.

Noch bevor ich richtig lag, erkannte ich, daß der oder die Schützen in den Sträuchern auf der anderen Straßenseite lagen. Ich rollte mich um die eigene Längsachse quer über die Straße. Ich hörte zwei weitere Schüsse krachen. Eine Kugel schlug zwei Zoll hinter mir etwas aus dem Asphalt. Noch eine, zwei drei Umdrehungen, noch zwei Schüsse und ich erreichte den Straßenrand, rollte darüber hinweg und fiel ein paar Fuß tiefer in die Machandelbüsche und damit in die Deckung.

Mein rechter Arm taugte nicht mehr viel. Ich konnte ihn zwar bewegen, und ich bekam auch den Revolver aus der Halfter, aber dann vermochte meine Hand ihn nicht zu halten. Ich nahm ihn in die Linke, und nun wollte ich es den Freunden zeigen.

Ein paar Sekunden hatte das Manöver gekostet. Ich kroch auf dem Bauch nach oben. Ich steckte die Nase über die Böschung. Es blieben mir nur zwei Sekunden, um mich über die Lage zu orientieren. Liane lag regungslos auf der Straße, nicht sehr weit von meinem Lincoln entfernt. Wo meine Gegner waren, wußte ich im ersten Augenblick nicht, aber ich bekam es sofort zu spüren.

Ein schwarzer Ford fuhr eng an der Böschung entlang auf der verkehrten Straßenseite. Ich lag zu tief, um den Kopf des Fahrers sehen zu können. Ich feuerte zwei meiner Kugeln gegen den anrollenden Wagen, aber dann mußte ich weg. Wieder rollte ich die Böschung hinunter. Der Wagen hielt genau an der Stelle, an der ich gelegen hatte, und seine Insassen eröffneten das Feuer auf mich.

Für mich wurde es eine der scheußlichsten Schießereien, an die ich mich erinnern kann. Sie hatten alle Vorteile für sich. Sie brauchten nur die Nasen und die Revolverläufe über den Rand des Seitenfensters zu senken, so konnten sie die ganze Böschung einsehen. Ihre Zielrichtung war von oben nach unten, meine im spitzen Winkel nach oben. Sie hatten Stahlblech als Kugelfang, ich nur die Machandelbüsche. Es wurde eine höchst einseitige Angelegenheit.

Als ihr Wagen oben stoppte, hatte ich mich auf die Knie aufgerichtet. Meine dritte Kugel ging genau durch das heruntergekurbelte Seitenfenster in die Decke des Wagens. Aber schon der erste Antwortschuß traf mich zum zweitenmal in die rechte Schulter und warf mich um, in ein Gestrüpp hinein.

Es war völlig sinnlos, sich weiter mit ihnen herumzuschießen. Ich sprang auf die Füße und hetzte in großen Sätzen die Böschung abwärts. Für die Freunde im Auto muß es wie eine Hasenjagd gewesen sein. Sie schossen mir nach, sobald sie zwischen den Machandelsträuchern nur einen Schimmer von mir sahen. Einmal brannte es mir heiß wie ein Peitschenhieb über den Nacken.

Endlich, nach einer Ewigkeit, die vielleicht fünf, vielleicht zehn Sekunden gedauert hatte, erreichte ich den Fuß der Böschung, und da war ein Baum, ein einsamer Baum, nicht viel dicker als ein Männeroberschenkel. Mit japsenden Lungen kauerte ich mich dahinter. Mein Gesicht war naß, nein, nicht nur von Schweiß. Die Wut hatte mir die Tränen aus den Augen getrieben.

Rechnen Sie sich aus, wie lange das Ganze gedauert hatte. Auf mehr als zwanzig Sekunden werden Sie nicht kommen. Pari stand die Partie immer noch nicht, aber wenigstens etwas besser. Mein Bäumchen hielt Kugeln genausogut ab wie ihr Autoblech.

Sie stellten sich nicht zum Kampf. Sie bringen sofort spitz, daß ich kein Freiwild mehr für sie war, und hauten ab. Ich sah noch eben das Heck des schwarzen Ford, der quer über die Straße schoß.

Raus aus der Deckung und wieder die Böschung rauf. O nein, ich war noch lange nicht fertig. Ich war viel zu wütend, um aufzugeben.

Ich raste hoch. Mein rechter Arm baumelte, als gehörte er mir nicht, und der vom Blut durchfeuchtete Ärmel verursachte ein widerwärtiges Gefühl auf der Haut.

Dreihundert Yard mochte der Ford entfernt sein, als ich die Straße erreichte. Liane war verschwunden. Unser Lincoln stand noch am Straßenrand. Ich preschte hin, fummelte den Schlüssel aus der Tasche und warf mich hinter das Steuer. Unterdessen war der Ford um die nächste Kurve verschwunden.

Ich trat das Gaspedal bis zum Anschlag durch, beugte mich weit vor, daß die Brust das Steuer etwas mit hielt, und raste dem Ford die Straße nach Chicago nach.

Unser Abstand mochte sechshundert Yard betragen. Im Laufe der nächsten zehn Minuten drückte ich ihn auf dreihundert herunter. Sie merkten, daß ich hinter ihnen war. Einer nahm mich vom Seitenfenster her unter Feuer.

Oh, ich hatte nicht die Absicht, sie zu überholen, abzudrängen und zu stoppen. Wenn ich sie nur halten konnte, bis wir eine verkehrsreichere Gegend erreichten, so konnten sie mir nicht entgehen. Der erste Cop, der uns sah würde ein halbes Dutzend Funkstreifen auf unsere Fährte setzen, und sei es, weil er der Meinung war, nur Verrückte und Betrunkene könnten so halbsbrecherisch durch die Landschaft zischen. Ich ließ den Lincoln etwas zurückfallen, um mir nicht eine dumme Zufallskugel einzuheimsen.

Der Revolverschütze stellte sein Feuer ein. Ich lachte und dachte, was sie sich jetzt wohl ausdenken würden, um zu entkommen. Ihr Wagen fuhr scharf an den rechten Straßenrand. Er verlor rasch an Geschwindigkeit. Ich nahm den Fuß vom Gas. Wollten sie noch einmal versuchen, mich zu stellen? In diesem Augenblick

flog die rechte Seitentür auf. Eine Gestalt flog in hohem Bogen ins Gebüsch der Böschung. Ich sah wehendes Haar, einen fliegenden Rock. Liane! Die Tür des Ford knallte zu, der Wagen sprang mit einem Satz wieder auf hohe Geschwindigkeit.

Ich trat auf die Bremse und hielt mit aller Kraft den schlitternden Wagen auf der Straße. Ungefähr an der richtigen Stelle kam ich zum Stehen. Ich sprang heraus, lief um das Auto an die Böschung und rief: „Liane!“

Ich erhielt keine Antwort, aber ich sah etwas Helles zwischen den Büschen schimmern und raste abwärts.

Erfreulich sah das Mädchen im Augenblick nicht gerade aus. Sie hatte ein paar Schrammen im Gesicht, aber sie lebte, wenn sie sich auch nicht rührte.

Eine halbe Minute lang war ich unschlüssig. Ich hatte verdammt nicht wenig Lust, einfach anzunehmen, Liane würde sich von selber erholen, um mich frohen Mutes wieder an die Verfolgung des Ford machen zu können. Aber dann sah ich ein, daß das nicht ging. Das Mädchen konnte sich innerliche Verletzungen zugezogen haben, und je schneller es in die Hände eines Arztes gelangte, desto besser war es.

Ich packte mir Liane auf die Schulter. Das war einhändig nicht ganz einfach. So schnell ich vermochte, verfrachtete ich sie im Fond des Lincoln, gab Gas und fuhr weiter.

Erst nach zehn Minuten erblickte ich eine Familie, bestehend aus einem dicken Mann, einer dicken Frau und drei dicken Kindern, die sich einen Picknickplatz unter einem Baum aufgebaut hatten und, ohne einen Blick für die Natur, dabei waren, ihre mitgebrachten Vorräte zu vertilgen.

Der Mann vergaß, ein gebratenes Hühnerbein zum Mund zu führen, als ich, blutig und verdreht, aus dem Lincoln stieg. Die dicke Frau stieß einen schrillen Schrei aus, und die drei Gören starrten mich mit offenem Mund an.

„Es ist ein Verbrechen geschehen,“ sagte ich knapp. „In meinem Wagen liegt eine verletzte Frau. Fahren Sie so schnell wie möglich in ein Krankenhaus, und rufen Sie dann das FBI-Hauptquartier an, in welches Krankenhaus Sie sie gefahren haben. Ich brauche Ihren Wagen.“

„Wie?“ stotterte er. „Sie wollen meinen Wagen haben? Aber das geht doch nicht.“

„Selbstverständlich geht das.“ Ich schnauzte ihn an. „Ich bin FBI-Beamter. Geben Sie den Schlüssel her!“

Er grabbelte bereitwillig in seiner Hosentasche und reichte mir die Autoschlüssel.

„Ich beeile mich, daß die Frau in ein Krankenhaus kommt.“

Er erhob sich und ging zu meinem Lincoln.

Ich fuhr mit dem Wagen des Dicken weiter. Endlich traf ich einen Cop, aber zu diesem Zeitpunkt hatte ich schon zwei Kreuzungen passiert und fuhr mitten im Strom der von Chicago heimkehrenden Wagen.

Ich verständigte mich schnell mit dem Polizisten. Er übernahm das Steuer und fuhr mich zum nächsten Gasthaus.

Ich telefonierte mit dem FBI-Hauptquartier. Der Kollege, den ich an die Strippe bekam, hieß Freddey, und er kapierte rasch. Ich konnte mich darauf verlassen, daß er die Beschreibung des schwarzen Ford sofort an die Streifenwagen durchgab. Auch die Nummer konnte ich ihm nennen.

„Wenn Sie mich jetzt nach Chicago fahren würden, wäre ich dankbar,“ sagte ich nach dem Telefonat zu dem Cop.

Er musterte mich. „Wollen Sie nicht lieber erst zum Arzt, Sir?“ fragte er.

„Bis Chicago halte ich schon noch durch.“

Zwei Stunden später—der Cop fuhr wohl aus Besorgnis um mich reichlich langsam—hielten wir vor dem Hauptquartier des Chicagoer FBI. Ich verlangte Freddey zu sprechen, und ein Kollege brachte mich hin.

Freddey war ein Mann in meinem Alter.

„Hallo,“ sagte er nur, als ich sein Büro betrat und mich wortlos in einen Sessel fallen ließ. Er nahm den Hörer seines Telefons ab, wählte eine Nummer, nannte seinen Namen und sagte: „Kommen Sie gleich her, Doc. Wir haben einen Burschen hier, den Sie verarzten müssen.“

Dann stand er auf, holte aus dem Wandschrank eine Flasche und goß mir ein halbes Wasserglas voll ein.

„Kein Soda?“ fragte er.

„Kein Soda!“

Der Whisky tat gut. Freddey steckte mir eine Zigarette zwischen die Lippen.

„Wußte gar nicht, daß Sie sich in unseren Gefilden herumtreiben, Cotton. Gute Jagd gehabt?“

Ich grinste schwach. „Gutes Wild abgegeben!“

„Hinter wem sind Sie her?“

„Hinter dem Eisenbahn-Mörder, aber das ist wechselseitig. Er ist ebenso hinter mir her.“

Freddey sprang elektrisiert hoch. „Der Eisenbahn-Mörder! Ist er in Chicago?“

„Er war hier, machte einen Ausflug zum Michigansee. Ob er davon allerdings zurückgekehrt ist, weiß ich nicht.“

„Können wir nicht etwas tun?“

„Ich wüßte nicht was. Wenn Ihre Leute den schwarzen Ford finden, können Sie ihn vielleicht fassen, aber ich glaube nicht, daß er dumm genug ist, ihn lange zu benutzen.“

Der Arzt kam. Er musterte mich flüchtig durch seine goldene Brille und stellte fest: „Hier kann ich den Burschen nicht behandeln. Lassen Sie eine Trage holen, Freddey, damit wir ihn in den Sanitätsraum bringen können.“

„Danke,“ sagte ich und erhob mich etwas mühsam. „Ich gehe schon selber. Freddey, ich hoffe, daß in Kürze ein dicker Mann anruft und mitteilt, in welches Krankenhaus er ein Mädchen gebracht hat. Am besten schicken Sie dann einen Ihrer Leute hin, der ein Auge darauf hält. Der Lincoln, den der Dicke fährt, muß dem City-Autoverleih zurückgebracht werden. Und dann sitzt an der Straße nach Milwaukee eine Frau mit drei Kindern, die Sie abholen lassen müssen. Am besten nehmen Sie den Mercury dazu, mit dem ich gekommen bin. Er gehört ihnen nämlich.“

Was der Doktor mir mitzuteilen hatte, war wenig erfreulich. Beide Kugeln steckten in der rechten Schulter, und er hielt es für fraglich, ob die Sehnen und Knochen unverletzt waren. Der Peitschenhieb im Nacken, den ich gefühlt hatte, entpuppte sich als Streifschuß ohne Bedeutung.

„Tut mir leid,“ sagte der Arzt, nachdem er mich verbunden hatte, „aber ich kann Ihnen das Krankenhaus nicht ersparen. Die Steckschüsse müssen aus der Schulter raus.“

„In Henkers Namen,“ schimpfte ich, „aber sorgen Sie dafür, daß ich schnell wieder fit bin. Sie können sich denken, daß ich es dem Burschen heimzahlen möchte, der mir’s besorgt hat.“

Bevor sie mich in den Krankenwagen verfrachteten, kam Freddey noch einmal.

„Der Dicke hat angerufen. Das Mädchen liegt im Stadthospital von Berreshill. Ich fahre hin und kümmere mich darum. Ich erhielt eine Nachricht von einem Funkstreifenwagen. Der schwarze Ford ist gefunden worden. Er stand friedlich am Straßenrand der Abzweigung nach Weys. Die Löcher Ihrer Kugeln waren nicht zu verkennen. Übrigens taucht er auch in der Liste gestohlener Wagen auf, wie ich inzwischen feststellen ließ. Er wurde gestern nacht von einem Parkplatz der Innenstadt gestohlen.“

„War ja zu erwarten,“ brummte ich. „Hören Sie, Freddey, ich gehe jetzt ins Hospital, weil es der Doktor so will. Mein Freund und Kollege Phil Decker sitzt in Frisco. Versuchen Sie, ihn zu erreichen und herbeizuzitieren. Sagen Sie mir bitte Bescheid, wann das Mädchen in Berreshill vernehmungsfähig ist. Übrigens, sie heißt Liane Baker und tritt im Logan Theater auf. Vielleicht rufen Sie die Direktion an und teilen ihr mit, daß sie vorläufig nicht arbeiten kann. Ich möchte nicht, daß sie Ärger kriegt, weil sie in die Sache hineingeraten ist.“

Eine knappe Stunde später lag ich auf dem Operationstisch. Sie hatten mir ein paar Spritzen gegeben, und ich fühlte mich ganz wohl, während die Ärzte an mir herumschnipfelten.

Als ich wieder erwachte, war es heller Mittag. Eine nette Krankenschwester tauchte eben mit einer Riesenportion Steaks auf, lächelte mich an und äußerte: „Sie haben enorm geschnarcht, Mr. Cotton.“

„Wie geht es meinem Arm?“ fragte ich.

„Besser, als zu befürchten war. In drei Wochen sind Sie wieder völlig okay.“

Ich machte mich über das Steak her. Die Schwester erkundigte sich, ob es mir schmeckte.

„Mr. Freddey hat gebeten, benachrichtigt zu werden, wenn Sie empfangsfähig sind. Fühlen Sie sich dazu in der Lage?“

„Klar, Schwester. Rufen Sie ihn bitte an.“

Freddey erschien schon, während ich noch beim Nachtisch war.

„Ihren Freund Phil habe ich benachrichtigt,“ sagte er. »Er kommt mit dem Flugzeug wahrscheinlich noch heute abend. Er hatte inzwischen in Ihrem Hotel angerufen und seine Adresse hinterlassen. Die Ärzte haben das Mädchen gründlich untersucht. Sie hat nichts Ernsthaftes abgekriegt, aber ihre Nerven haben natürlich gelitten. Ich wollte von ihr hören, was sie gesehen hat, aber sie weinte bei den ersten Sätzen.“

„Ich werde mit ihr sprechen, sobald ich laufen kann, Freddey. Passen Sie weiter gut auf sie auf. Sie ist wichtig. Bisher war ich der einzige Mann, der den Eisenbahn-Mörder gesehen hat, dazu noch mit Maske und nur wenige Sekunden lang. Jetzt haben wir in ihr einen Menschen, der ihn genauer kennt, und wenn sie nicht vor Schreck überhaupt vergessen hat hinzusehen, können wir auf eine gute Beschreibung hoffen.“

Ich merkte, daß Freddey gern Einzelheiten gehört hätte, aber er war zu taktvoll, um danach zu fragen.

Am vierten Tag meines Krankenhausaufenthaltes brachte Phil Liane in mein Zimmer. Das Mädchen war blaß und sah ziemlich erledigt aus, wenn sie auch, bis auf ein Pflaster auf der Stirn, keine äußeren Spuren des überstandenen Abenteuers mehr zeigte.

„Sie fanden den Beruf eines G-man ja äußerst spannend,“ sagte ich nach der Begrüßung.

„Danke, ich bin bedient,“ antwortete sie mit einem schwachen Lächeln.

Ich pirschte mich vorsichtig an mein Thema heran.

„Lilly, es ist unbedingt erforderlich, daß Sie mir erzählen, was mit Ihnen passierte, nachdem ich mehr oder weniger zusammengeschossen worden war. Werden Sie das können, ohne umzufallen?“

Sie schluckte und sagte tapfer: „Ich werde es versuchen, aber alles ging so rasend schnell, daß ich nicht einmal genau weiß, ob ich es in der richtigen Reihenfolge behalten habe.“

„Passen Sie auf, Lilly. Es war so. Wir gingen zusammen die Böschung hoch. Auf der Straße riefen Sie dann, daß derjenige fahren dürfe, der zuerst am Wagen sei, und Sie liefen los. Im selben Augenblick fiel der erste Schuß. Was taten Sie?“

„Ich blieb stehen und drehte mich um. Ich blickte wohl genau in dem Moment hin, in dem die Kugel Sie traf, denn Sie fielen um. Gleich darauf wurde ich ohnmächtig.“

„Was ist das nächste, woran Sie sich erinnern können?“

Sie strich sich mit der Hand über die Stirn. Ihre Augen standen weit offen.

„Ich weiß dann, daß ein Mann mich an der Schulter packte, mich hochzerterte und mich in ein Auto stieß, das plötzlich dort stand. Ich lag auf dem Boden im Fond, und der Mann drückte meinen Kopf auf den Sitz. Der Wagen fuhr sehr schnell!“

„Weiter, Lilly, was passierte dann?“

„Ich weiß... nicht, wieviel Zeit verging. Jedenfalls sagte der Mann, der mich festhielt: ›Er ist hinter uns!‹ Er rief diesen Satz. Daraufhin antwortete der Mann am Steuer: ›Stop ihn!‹ Ich wurde losgelassen. Mein Wächter beugte sich aus dem Fenster. Er schoß auf Sie, aber ich war mir in der Aufregung nicht klar darüber. Er zog seinen Kopf ziemlich bald wieder aus der Fensteröffnung zurück und rief dem Fahrer etwas zu, das ich nicht verstanden habe.“

„Hieß es ungefähr: Er läßt seinen Wagen abfallen. Ich kann ihn nicht treffen.“

„Ja, so etwa kann es gelautet haben.“

„Und was antwortete der Mann am Steuer?“

„Er rief: ›Wirf das Mädchen raus!‹“

Sie schlug die Hände vor das Gesicht. Ich wartete geduldig, bis sie sich erholt hatte.

Sie sprach von selbst weiter: „Der Mann faßte mich mit einer Hand und stieß mit der anderen die Tür auf. Ich sehe noch genau vor mir, wie die Straßenböschung an mir vorbeiflitzte. Ich wehrte mich verzweifelt, aber er war viel stärker, und als die Tür offen war, griff er mit beiden Händen zu. Dann weiß ich nur, daß ich durch die Luft flog. Die nächste Station war das Erwachen im Krankenhaus.“

Ich winkte Phil zu, ihr eine Zigarette zu geben. Wir bedienten uns alle.

„Liane, haben Sie den Eindruck, daß der Mann im Fond oder der Mann am Steuer der Chef war?“

„Ja, ich glaube, der am Steuer war derjenige, der am meisten zu sagen hatte.“

„Wie sah der Mann aus?“

„Ich—ich sah ihn nicht genau, Jerry. Ich war viel zu aufgeregt. Er trug keinen Hut. Seine Haare waren schwarz, tiefschwarz sogar. Er muß so groß gewesen sein wie Sie oder sogar noch etwas größer. Er wandte einmal seinen Kopf nach hinten. Seine Nase war etwas gebogen und—ja, er hatte eine ziemlich deutlich sichtbare Narbe, die sich vom linken Ohr tief in die Wange hineinzog.“

Phil stieß einen Pfiff aus. Das war viel wert. Ein so deutlich sichtbares und unverwischbares Kennzeichen hatten wir nicht erhofft.

Ich bat Liane noch, uns den anderen Mann zu beschreiben. Die Beschreibung war undeutlicher und ungenauer. Es mußte ein Mann um die vierzig Jahre sein, spärliches braunes Haar, breites Gesicht, gepreßter Mund, breitschultrige, plumpe Gestalt. Ich dankte dem Mädchen, und ich sagte ihr, daß sie uns wahrscheinlich ein gutes Stück weitergeholfen habe.

Während ich nun wartete, daß mein Arm heilte, entfaltete Phil Decker in den nächsten vierzehn Tagen eine emsige Tätigkeit, die aber im wesentlichen in der Richtung polizeilicher Fahndungsroutine lief. Er bereitete eine große Fahndung nach dem Mann mit der Narbe vor, und Liane, die sich mehr und mehr von dem erlittenen Schock erholte—sie trat auch bald wieder im Theater auf—half eifrig mit.

Die Suche in den Karteien war eine recht einfache Sache. Es gab nicht sehr viele Verbrecher mit der Narbe, wie Liane sie beschrieben hatte. Soweit die uns bekannten Burschen ein in etwa passendes Kennzeichen aufzuweisen hatten, wurde ihre Bilder aus ganz Amerika per Bildfunk nach Chicago übermittelt und dem Mädchen vorgelegt. Sie glaubte, mit Sicherheit sagen zu können, daß der Mann aus dem Auto nicht dabei war. Daraufhin holte sich Phil einen Zeichner, der nach den Angaben Lillys das Gesicht suchte. Er verbesserte seine Porträts immer wieder, bis Liane eine ausreichende Ähnlichkeit konstatierte. Die Zeichnung wurde vervielfältigt und den Polizeirevieren übermittelt.

Gute vierzehn Tage nach dem Ereignis am See besuchte mich Liane noch einmal, um sich von mir zu verabschieden. Mir ging es schon wieder gut, und ich machte eifrige Kräftigungsübungen mit meinem Arm.

„Also, auf Wiedersehen, G-man,“ sagte sie und war wieder ganz das alte, ein wenig schnippische Girl. „Mein Engagement ist abgelaufen. Meinen nächsten Job habe ich in Boston.“

„Alles Gute,“ wünschte ich. „Boston ist nicht weit von New York. Vielleicht werde ich Sie mal besuchen.“

„Kommen Sie bald. Ich bleibe nur vierzehn Tage.“

„erst muß ich den Mann erwischen, der Ihnen einen solchen Schreck einjagte. Das ist doch auch in Ihrem Sinn, nicht wahr?“

„Ja, natürlich,“ sagte sie.

Die andere Artistin, Monique, auf die Phil die ganze Zeit über ein wachsames Auge gehabt hatte, wechselte nach Philadelphia. Ihr normaler Name lautete Norma Cutter. Phil hatte in den vierzehn Tagen immerhin herausgefunden, daß Miss Cut-

ter eine leichte Neigung hatte, sich abends unauffindbar zu machen. Sie war in den vierzehn Tagen insgesamt viermal in die Slums gefahren, zweimal hatte der Mann, den Phil auf ihre Spuren gesetzt hatte, den Anschluß verloren.

Die beiden anderen Male jedoch hatte man kurze Gespräche zwischen der Frau und einem Barmixer in einem nicht gerade gut beleumundeten Laden festgestellt. Den Barmixer überließen wir der Beobachtung von Freddey. Phil reiste Monique nach Philadelphia nach, um zu beobachten, mit wem sie dort Kontakt aufnahm.

Wir fanden, daß wir zwei gute Eisen im Feuer hatten. Lianes Beschreibung des Eisenbahn-Mörders und die reichlich merkwürdige Monique. Drei Tage nach der Abreise der beiden Mädchen passierte eine Panne nicht geringen Ausmaßes, eine Panne allerdings, die uns entscheidend vorwärtsbringen sollte.

Mein Aufenthalt im Krankenhaus war gewissermaßen nur noch symbolischer Natur. Die meiste Zeit trieb ich mich im Gymnastiksaal des Gebäudes herum und tat alles, um meiner rechten Faust die alte Schlagkraft zu verleihen. An den Punchingball durfte ich schon wieder heran, nur die Bearbeitung des Sandsacks war mir vom Arzt verboten. Ich absolvierte mein Morgentraining und ging in mein Zimmer zurück, wo die Schwester unterdessen ein zweites Frühstück bereitgestellt hatte.

Neben der Teekanne lagen zusammengefaltet vier Zeitungen. Die erste davon, die ich aufblättertete, war die *Chicago Tribune*. Ich empfand die Überschrift des Spitzenartikels wie einen Schlag ins Gesicht. In zollgroßen Lettern stand da: *Sensationelle Enthüllung über die Eisenbahnmorde!* Die Unterzeile lautete: *Die Arbeitsmethode des Täters.*

Was darin stand, stimmte haargenau mit unseren Ermittlungen überein. Obwohl kein Name genannt wurde, erläuterte der Reporter sehr genau, wie junge, gut aussehende Männer sich an die Angestellten der Ermordeten herangemacht hätten, um Einzelheiten über ihre Pläne zu erfahren, wann sie mit welchem Zug wohin führen usw.

Der Artikelschreiber schoß noch etwas über das Ziel hinaus, indem er andeutete, die Männer würden die Angestellten, meistens Sekretärinnen, dazu bringen, ihren Chefs Fahrkarten für die Züge zu beschaffen, die für die Ausübung der Tat besonders geeignet seien.

Im zweiten Abschnitt wurde dann erläutert, daß die Bande sich auch einer Frau bediene, die in direktem Kontakt zu Geschäftsleuten treten würde, um sie zu einer Reise zu bewegen. Auch hier stimmten alle Angaben. Es gab keinen Zweifel, daß der Reporter durch irgendeine Indiskretion aus unseren eigenen Reihen seine Weisheit hatte. So etwas kam immer schon einmal vor, besonders, wenn es sich um eine Großfahndung handelte, über deren Beweggründe notgedrungen praktisch jeder Cop in den Vereinigten Staaten informiert war. Auch Polizisten sind nur Menschen, und nicht jeder von ihnen kann eisern den Mund halten.

Ich hängte mich sofort ans Telefon und versuchte, Freddey zu erreichen. Es dauerte über eine halbe Stunde, bis ich ihn endlich sprechen konnte, weil er ständig anderweitig telefonierte. Als ich ihn endlich an der Strippe hatte, fiel er mir sofort ins Wort.

„Ich weiß, Cotton, Sie rufen wegen des Artikels in der *Tribune* an. Ich habe schon mit der Zentrale in Washington telefonierte. Das Rundtelegramm an die Zei-

tungsredaktion, das die weitere Verbreitung des Artikels untersagt, dürfte schon abgegangen sein. Glauben Sie, daß viel verdorben ist?“

Ich brummte Unfreundliches vor mich hin. Wieviel durch diese Veröffentlichung verdorben war, mochte der Henker wissen. Jedenfalls war mir für diesen Tag die Laune verdorben, und so blieb es, bis Freddey nach fünf Uhr noch einmal telefonierte.

„Cotton, ich habe eben einen merkwürdigen Anruf erhalten. Ein Mr. Mark Sound erzählte mir per Telefon, eine seiner Angestellten habe ihm eben gebeichtet, sie wäre durch einen jungen Mann verleitet worden, ihn zu beobachten und alles über ihn zu erzählen. Er vermutet, er solle ein nächstes Opfer des Eisenbahn-Mörders abgeben. Das kann natürlich Hysterie sein, hervorgerufen durch den Zeitungsartikel...“

„...aber jedenfalls sehen wir uns Mr. Sound an. Holen Sie mich ab, Freddey. Ich bin in zehn Minuten startbereit.“

Ich legte auf und klingelte der Schwester. Da der Arzt sein Einverständnis gegeben hatte, ich könne spazierengehen, wann immer ich wolle, erhielt ich meinen längst gereinigten und gebügelt Anzug ohne Schwierigkeiten. Als Freddey vorfuhr, stand ich bereits vor dem Portal des Krankenhauses.

„Ich habe noch rasch ein paar Informationsgespräche geführt,“ erklärte er, während er den Wagen durch das Verkehrsgewühl steuerte. „Rein als Typ gesehen, gehört Mark Sound durchaus zu dem Kreis, aus dem der Mörder sich bisher seine Opfer suchte. Wohlhabender, aber nicht überreicher Geschäftsmann mit wenig Personal, den sein Beruf—er ist Antiquitätenhändler—häufig zu größeren Reisen zwingt. Er besucht die Auktionen, um gute Stücke zu erstehen, und führt häufig beträchtliche Summen in bar bei sich.“

Der Antiquitätenladen lag in der General Grant Street, ein kleines Schaufenster mit ein paar alten Bildern, daneben eine schmale Tür, die beim Öffnen ein feines Klingeln ertönen ließ. Dahinter lag ein unerwartet großes Ladenlokal, vollgestopft mit Bildern, Statuen, Schnitzwerk, kostbaren Möbeln, alten Teppichen, von denen jedes einzelne Teil wahrscheinlich mehr kostete, als ich im Monat verdiene.

Ein schmaler, hochaufgeschossener Jüngling mit einer Nickelbrille erkundigte sich höflich nach unseren Wünschen, und als er hörte, wir möchten Mr. Sound sprechen, bat er uns, wir möchten ihm in die Dämmerung der Hinterräume folgen. Dort schlug er einen großen Wandteppich zur Seite, und wir konnten Mark Sounds Privatbüro, einen überaus kostbar eingerichteten Raum, betreten.

Zwei Personen befanden sich im Zimmer: ein kleiner bärtiger Mann mit einer Goldbrille, hinter der wütende blaue Augen blitzten, und ein mehr oder weniger junges Mädchen mit schlichtem, glatt nach hinten zu einem Knoten gebundenem Haar. Sie sah aus, als wäre sie eine Schwester des Mannes, der uns empfangen hatte, lang, mager und äußerst reizlos, wenn auch noch jung. Zu allem Überfluß trug auch sie eine Brille, dazu noch ein Modell mit einer strengen schwarzen Horneinfassung. Zur Zeit hockte sie auf einem wahrscheinlich sehr kostbaren, aber auch sehr unbequem wirkenden Stuhl und zerknüllte ein schon feuchtes Taschentuch zwischen den Fingern.

„Sie haben mit mir telefoniert, Mr. Sound,“ sagte Freddey. „Ich bin Freddey vom FBI.“

Aus Mr. Sounds kleiner Gestalt brach sich eine erstaunlich tiefe Stimme Bahn.

„Dort sitzt das verworfene Geschöpf, das seinen Brotherrn einem grausamen Mörder ausliefern wollte,“ grollte er donnernd. „Ungeachtet der Wohltaten, die dieses Mädchen durch Jahre hindurch von mir empfangen hat, war sie bereit, mich zu verraten. Meine Herren, verhaften Sie das Geschöpf, und führen Sie es einer gerechten Strafe zu.“

„Moment, Mr. Sound,“ unterbrach ich, „würden Sie uns bitte der Dame vorstellen?“

Er sah mich verblüfft an, dann donnerte er: „Sie heißt Elisabeth Forbank, aber ich wünschte, ich hätte diesen Namen nie gehört.“

Ich zog mir einen der geschnitzten Stühle heran. Teufel, waren die Dinger hart!

„Es wäre nett von Ihnen, Miss Forbank,“ sagte ich, „wenn Sie uns noch einmal genau erzählen würden, was sich ereignet hat.“

Na ja, nachdem sie ihre Tränen heruntergekämpft hatte, benahm sie sich wie ein ganz vernünftiges Mädchen und berichtete uns eine Geschichte, die wir in ungefähr der gleichen Version nicht zum erstenmal hörten.

Sie war vor rund vier Wochen beim Verlassen des Geschäftes von einem jungen Mann angesprochen worden. Bei Miss Forbanks Erscheinung war klar, daß ihr das nicht gerade häufig passierte. Der junge Mann nannte sich Glen Badding, war hübsch, blond, lustig und eroberte Miss Forbanks jungfräuliches Herz im Handumdrehen. Man traf sich täglich. Glen redete vom Wetter, vom Sport, von gemeinsamen Ferien, vom baldigen Verlöbnis. Miss Forbank sprach von Antiquitäten. Badding interessierte sich brennend dafür.

Dann blieb Glen plötzlich aus. Miss Forbank trauerte. Glen blieb kommentarlos fast acht Tage fort. Eines Tages stand er wieder vor dem Laden. Er gebrauchte faule Ausreden, um sein Fortbleiben zu erklären. Miss Forbank glaubte zu gern, aber weil sie, abgesehen von der Belastung mit einem sehnsüchtigen Herzen, durchaus ein kluges Mädchen war, fiel ihr auf, daß er sich jetzt ungeniert nach den Absichten und Gewohnheiten von Elisabeths Chef erkundigte. Sie sagte ihm, was er zu wissen wünschte.

Als Miss Forbank heute mittag, während Mr. Sound sein Mittagsschläfchen hielt, die *Chicago Tribune* las, stieß sie selbstverständlich auf den Artikel über den Eisenbahn-Mörder. Und während sie noch die Zeilen überflog, fiel ihr ein Satz ein, den Glen einmal gesagt hatte: „Wenn dein Chef mal verreist, laß es mich rechtzeitig wissen.“

Er hatte diese Aufforderung damals zwar damit begründet, daß sie sich in solchem Falle sicherlich vom Geschäft befreien könnte, um mit ihm einen mehrtägigen Ausflug zu unternehmen, aber unter dem Eindruck der Zeitungsmeldung erschien Miss Forbank die Frage sehr verdächtig. Sie verbrachte einen unruhigen Nachmittag, gequält von Gewissensnöten, und schließlich ging sie in Mr. Sounds Büro und gestand ihm ihren Verdacht. Mr. Sound freilich donnerte sie gleich nieder und rief, was kein Fehler war, das FBI.

„Wo wohnt Badding?“ erkundigte ich mich.

Miss Forbank mußte gestehen, daß sie es nicht wußte. Die Bande schien vorsichtiger geworden zu sein und gab ihren Zuträgern offensichtlich Anweisung, ihren Wohnsitz nicht mehr zu nennen.

Wir verglichen die Aussagen des Mädchens mit unseren Daten. Die Woche, in der Glen Badding ausgeblieben war, begann ungefähr mit dem Tag, an dem Earl

Lutter an unseren Kugeln starb. Wahrscheinlich hatte Lutter diese Verbindung hergestellt. Durch seinen Tod war sie unterbrochen worden. Später hatte ein anderes Mitglied der Bande sie wieder aufgegriffen.

Ich winkte Freddey zu, mit mir herauszukommen.

„Wollen wir Badding verhaften?“ fragte er.

„Wer ist er schon? Ein Zuträger, mehr nicht. Alles, was wir von ihm erwarten können, ist eine mehr oder weniger faule Beschreibung des Mannes, der an Earl Lutters Stelle getreten ist. Wir haben hier eine bessere Chance, Freddey, vorausgesetzt, es steckt wirklich das hinter der Geschichte des Mädchens, was wir erwarten. Wir können dem Eisenbahn-Mörder eine erstklassige Falle stellen. Kommen Sie, wir müssen den alten Sound dazu bringen, daß er mitspielt.“

Wir gingen ins Büro zurück. Sound stapfte mit seinen kurzen Beinen hinter dem Schreibtisch auf und ab.

„Können Sie mir sagen, wo und wann die nächste Auktion von bedeutenden Alttertümern stattfindet, Mr. Sound?“ fragte ich ihn.

„Selbstverständlich,“ grollte er. „In fünf Tagen wird in New Orleans eine große Anzahl bedeutender Bilder versteigert.“

„Wunderbar, da könnten Sie ja mit dem Mississippi-Express hinfahren. Direkte Verbindung, soviel ich weiß. Darf ich mal Ihr Telefon benutzen?“

Ich holte mir einige Auskünfte vom Hauptbahnhof.

„Es paßt ganz großartig, Mr. Sound,“ erklärte ich, als ich den Hörer wieder auflegte. „Der Express fährt um zweiundzwanzig Uhr vierzehn von Chicago ab und hält zum erstenmal morgens gegen fünf Uhr in St. Louis. Wir werden Ihnen eine Schlafkabine bestellen.“

„Ich denke nicht daran, mit diesem Zug zu fahren!“ rief er. „Ich verstehe, Sie wollen mich als Lockvogel benutzen, aber ich riskiere mein Leben nicht. Bin ich ein Polizist? Außerdem interessieren mich die Bilder in New Orleans nicht. Sie sind viel zu teuer.“

„Selbstverständlich zahlen wir die Reise,“ sagte ich.

„Nein, nein, nein!“ brüllte er.

Eine dreiviertel Stunde lang redeten Freddey und ich auf ihn ein. Wir setzten ihm auseinander, wie ungefährlich die Sache für ihn sei. Wir packten ihn beim Staatsbürgerehrgeiz, und wir stellten ihm vor Augen, welchen Zulauf sein Geschäft haben würde, wenn die Zeitungen berichteten, daß Mr. Sound, der bekannte Antiquitätenhändler, beim Ergreifen des Eisenbahn-Mörders eine maßgebliche Rolle gespielt habe. Dieses letzte Argument verfiel. Fröhlich erklärte er sich bereit, in drei Tagen den Mississippi-Express zu benutzen, um angeblich zu der Auktion nach New Orleans zu fahren.

Ich telefonierte mit dem Reisebüro der Gesellschaft, die die Strecke betrieb.

„Buchen Sie bitte zwei nebeneinanderliegende Luxuskabinen für die Fahrt am vierundzwanzigsten. Die eine auf den Namen Mark Sound, die andere auf—hm—auf Robert Sander. Welche Nummern? Einunddreißig und zweiunddreißig. Vielen Dank. Ich lasse die Karten morgen abholen.“

Jetzt knöpfte ich mir Miss Forbank noch einmal vor.

„Sind Sie heute mit Glen Badding verabredet?“

Sie nickte.

„Miss Forbank, Sie müssen ihm erzählen, daß Mr. Sound Ihnen heute mitgeteilt habe, er würde am vierundzwanzigsten zu der Auktion nach New Orleans fahren. Erwähnen Sie am besten gleich dabei, daß Sie die Fahrkarte bestellt haben und nennen Sie möglichst noch die Kabinenummer einunddreißig. Merken Sie sich die Zahl.“

Sie sah mich angestrengt durch ihre Brillengläser an. Ich seufzte verstohlen und holte tief Luft zu einem neuen Speech.

„Sie müssen Theater spielen, Miss Forbank. Badding darf unter gar keinen Umständen merken, daß Sie ihm eine mit der Polizei abgekarterte Story erzählen. Denken Sie einfach, es sei alles wirklich so, als habe Ihnen Mr. Sound heute wirklich den Auftrag gegeben, die Fahrkarte nach New Orleans zu kaufen. Werden Sie das können?“

„Ich will es versuchen,“ sagte sie tapfer und rückte an ihrer Brille.

„Wann kommt Badding?“

„Er wartet um sieben Uhr gegenüber dem Geschäft auf mich.“

Ich sah auf die Armbanduhr. Es war zwanzig vor sieben Uhr.

„Freddey, wenn Sie einen wirklichen zuverlässigen Mann haben, dann beordern Sie ihn zur Beobachtung von Badding her. Für alle Fälle.“

Während Freddey telefonierte, suchte ich mir einen geeigneten Platz hinter einem großen Barockschrank, von dem aus ich ungesehen durch das Schaufenster die Straße beobachten konnte.

Ich unterrichtete Mr. Sound, daß er seinen Laden genauso zu schließen habe wie alle Tage. Nichts dürfe auffällig oder auch nur anders sein.

Punkt sieben Uhr ließ der farblose Ladengehilfe das Scherengitter herunter. Miss Forbank verließ, bevor er abschloß, das Geschäft und steuerte quer über den Bürgersteig auf einen jungen Mann zu, der dort, an einen Parkautomaten gelehnt, stand und in einer Zeitung las. Ich hatte den Jungen schon vor fünf Minuten entdeckt und mir gleich gedacht, daß es Glen Badding sei.

Als das Fräulein ihn erreichte, ließ er die Zeitung sinken. Auf seinem Gesicht erschien ein Lächeln, das mit einem echten Lächeln soviel zu tun hatte wie geschliffenes Glas mit einem Brillanten.

Miss Forbank reichte ihm etwas unsicher die Hand, aber er schien nichts zu merken. Mit einer großartigen Geste schob er seinen Arm unter den ihren und führte sie über die Straße.

„Der Mann mit dem grauen Hut dort ist Lender, der die Überwachung hat,“ sagte Freddey, der zu mir getreten war. „Cotton, glauben Sie, daß es richtig ist, wenn wir eine Falle zu stellen versuchen? Wir könnten den Mann verhaften, an den Badding seine Informationen weitergibt. Auch über ihn kommen wir an den Mörder heran. Er muß ungefähr die Rolle Earl Lutters spielen und kennt den Bandenchef sicherlich.“

„Und wenn sie sich nach der kleinen Unvorsichtigkeit im Fall Nees nun angewöhnt haben zu telefonieren?“

Freddey zuckte mit den Achseln. Er wußte nicht, daß Phil festgestellt hatte, daß schon der Mann, der die Informationen im Fall Oswald Boom aus der Angestellten herausholte, nur noch täglich angerufen worden war.

Wir warteten länger als eine halbe Stunde, bevor wir den Antiquitätenladen verließen. Sound besaß eine kleine Wohnung im ersten Stock und blieb im Haus.

„Wie stellen Sie sich die Aktion vor?“ fragte Freddey, während er mich zum Krankenhaus zurückfuhr.

„Ich nehme Kabine zweiunddreißig und tausche mit Sound, ganz einfach.“

Freddey lachte auf. „Wie Sie vielleicht bemerken, fahre ich Sie zum Krankenhaus.“

„Nur, um eine Zahnbürste zu holen.“ Ich grinste zurück.

„Im Ernst, Cotton,“ sagte er, „Sie sind nicht fit für die Geschichte.“

„Ich bin fit genug, um einem Mann einen Revolver ins Kreuz zu drücken. Wenns klappt, Freddey, dann sitzen wir diesmal am längeren Hebel und haben die Überraschung auf unserer Seite.“

„Sie können es trotzdem nicht machen, Cotton,“ beharrte er. „Sie sind der Beamte des FBI, den der Eisenbahn-Mörder am besten kennt. Sie müssen damit rechnen, daß er selbst oder einer seiner Leute in Chicago auf dem Bahnsteig ist. Werden Sie dabei gesehen, fällt die Falle um, bevor sie richtig aufgestellt ist.“

„Dies ist mein Fall, Freddey,“ sagte ich hartnäckig. „Allein schon wegen der beiden Narben an meiner Schulter, obwohl sie nicht das Schlimmste sind, die er auf dem Kerbholz hat. Ich wette, es gibt einen guten Maskenmacher in Chicago. Schicken Sie ihn mir ins Krankenhaus.“

„Wie viele Leute sollen mit in den Zug?“

„Keiner, Freddey, außer Ihnen. Kleben sie sich einen Schnurrbart an für den Fall, daß Ihr Gesicht den entsprechenden Kreisen auch schon bekannt sein sollte. Nehmen Sie sich eine Kabine möglichst weit weg von der unserigen.“

Wir hielten vor dem Krankenseingang.

„Ich werde doch im Hospital bleiben, bis die Sache steigt. Schicken Sie mir rechtzeitig den Maskenbildner. Jerry Cotton bleibt brav im Bett, während Mr. Robert Sander mit dem Mississippi-Express gen Süden fährt.“

Die drei Tage waren voller Spannung. Daß unsere Fährte richtig war, wußten wir schon am nächsten Abend, als Miss Forbank uns durch einen Anruf mitteilte, Badding habe ihre Verabredung nicht eingehalten. Wie Frank Nees versetzte er seine Freundin sofort, als ihm bedeutet wurde, daß er seinen Auftrag als erledigt betrachten könne.

Lender, der sich im Auftrag Freddeys an Baddings Fußsohlen geheftet hatte, berichtete, daß er keine Kontaktaufnahme zwischen dem Beschatteten und irgendwem feststellen könne. Wir kannten jetzt Baddings Wohnung und konnten jederzeit auf ihn zurückgreifen. Da Lender ihn auch nicht telefonieren gesehen hatte, mußten wir annehmen, daß er angerufen wurde. Eine Anfrage beim Fernamt klärte uns darüber auf, daß er sich vor wenigen Wochen einen Anschluß hatte geben lassen. Damit war auch dieser Punkt geklärt.

Freddey spielte den Boten zwischen Sound und mir. Mark Sound war der schwächste Punkt in unserem Spiel, aber wir konnten nicht auf ihn verzichten. Ich fürchtete sehr, daß seine Aufgeregtheit uns verraten könnte, zumal er in gewisser Weise aktiv mitspielen mußte. Der Kabinenwechsel mußte unter allen Umständen so durchgeführt werden, daß niemand etwas davon merkte. Freddey versuchte, ihm jede Handbewegung einzutrichern. Er sagte später, das sei eine seiner anstrengendsten Aufgaben gewesen.

Am dreiundzwanzigsten, einen Tag vor dem Start, kam Freddey noch einmal zu mir.

„Ich verstehe immer noch nicht, Cotton, warum Sie auf die Durchführung in dieser Form bestehen. Der Zug fährt von Chicago bis St. Louis in einer Tour durch. Er braucht dazu von zweiundzwanzig Uhr bis fünf Uhr morgens. Nur während dieser Zeit kann er seine Tat ausführen. Er muß also in Chicago in den Zug steigen. Sie würden ihn erkennen. Er selbst hat diese Meinung dadurch bewiesen, daß er hartnäckig versucht, Sie zu beseitigen. Warum sind Sie nicht damit einverstanden, daß der Bahnhof in aller Heimlichkeit umstellt wird? Sie selbst könnten ihn identifizieren.“

„Sind Sie sicher, daß er sich auf dem Bahnhof befindet?“

„Natürlich. Es gibt keine andere Möglichkeit für ihn, in den Zug zu kommen.“

„Hören Sie, Freddey, ich war dabei, als Oswell Boom umgebracht wurde, und ich überraschte den Mörder, wie er im Begriff war, sich aus dem fahrenden Expres von einem Hubschrauber abholen zu lassen. Wissen Sie, ob er nicht auf die gleiche Weise den Zug, in dem er sein Opfer weiß, zu entern gewohnt ist? Im Intercontinental fehlte kein Fahrgast, und doch war ein Mann während der Fahrt ausgestiegen.“

„Na, gut,“ antwortete Freddey, „ich gebe es auf. Machen wir es also auf Ihre Tour. Morgen mittag kommt der Maskenbildner, der beste Spezialist, den wir auf diesem Gebiet in Chicago haben.“

Am vierundzwanzigsten, um neun Uhr abends, verließ ein ziemlich großer älterer Herr das Hospital. Er trug einen weiten, dezent karierten Mantel und einen grauen Hut mit steifem Rand, unter dem sein volles, fast weißes Haar zu sehen war. Er trug eine schwarze Hornbrille auf der beachtlich großen, leicht gekrümmten Nase. Ein etwas unordentlicher Schnurrbart bedeckte seinen Mund. Ein Spitaldiener trug ihm einen Koffer und eine karierte Reisedecke nach.

Vor dem Ausgang wartete ein Taxi. Der ältere Herr kletterte nicht ohne Mühe in den Fond, lehnte sich in die Polster und sagte: „Zum Hauptbahnhof, bitte.“

Das Taxi quälte sich durch den Abendverkehr, erreichte den Bahnhof.

„Besorgen Sie mir bitte einen Gepäckträger,“ sagte der alte Herr und gab dem Taxichauffeur ein gutes Trinkgeld.

Der Gepäckträger kam und nahm den Koffer und das Reiseplaid.

„Zum Mississippi-Expres,“ nannte der Weißhaarige sein Ziel und steuerte etwas tapperig dem Träger nach.

Der Expres, ein weiß- und blaugestrichener vollverkleideter Zug, fuhr von Bahnsteig vier. Er stand bereits auf seinem Abfahrtsgleis, und um ihn war das Gequirle von Leuten, die sich von Verwandten verabschiedeten, Zeitungen kauften und warme Würstchen aßen.

Der Schaffner der Luxuswagen, wie auf fast allen Zügen ein Schwarzer, half dem alten Herrn einsteigen.

„Mein Name ist Robert Sander. Ich habe Kabine zweiunddreißig.“

„Bitte, hier entlang, Sir,“ sagte der Schwarze. „Soll ich Ihnen gleich das Bett richten?“

„Ja, und besorgen Sie mir bitte ein paar Zeitungen.“

Eine Fünfdollarnote wechselte den Besitzer.

Der Schwarze holte einen Stoß Abendblätter und Magazine, richtete das Bett, fragte, ob er noch einen Drink bringen dürfte.

„Eine Flasche Scotch,“ sagte der alte Herr. Der Schwarze entfernte sich mit rollenden Augen. Er hatte den Alten eigentlich für zu kränklich gehalten, um sich mit einer ganzen Flasche Scotch-Whisky allein zu beschäftigen, aber er erfüllte den Wunsch und kassierte noch einmal zwei Dollar Trinkgeld.

Ich ließ mich aufs Bett fallen, als sich die Tür hinter dem Schwarzen endgültig schloß. Aber ich stand sofort wieder auf und zog die Vorhänge vors Fenster.

Ich sah durch den Vorhangspalt Mr. Mark Sound auf unseren Waggon zusteuern. Er stampfte mit kurzen Beinen über den Perron, beladen mit einer riesigen Aktentasche. Hinter ihm keuchte ein Gepäckträger mit zwei schweren Koffern. Wir hatten ihm jedes Stück seines Gepäcks vorgeschrieben. Wir hatten sogar ein Telegramm an die Auktionsleitung in New Orleans aufgegeben, daß Mr. Sound zwei wertvolle Bilder zur Auktion stellen würde.

Neben dem kleinen Antiquitätenhändler ging gesenkten Hauptes Miss Forbank und ließ sich beschimpfen. Auch ihr Erscheinen auf dem Bahnhof war von uns angeordnet.

Sounds Karawane entschwand aus meinem Blickfeld. Ich blieb am Fenster, wenn auch durch den Vorhang gedeckt. Ganz instinktiv suchte mein Blick nach einem Mann mit geschmeidiger Gestalt, nach einem Gesicht, dessen Augen hart und böse schauten.

Ich entdeckte den Mann nicht. Ich fand nicht einmal Freddey, der, soviel ich wußte, die Uniform eines Navy-Offiziers und einen Schnurrbart trug.

Zweiundzwanzig Uhr vierzehn. Die Lautsprecher dröhnten, eine Signalpfeife schrillte. Durch die Wagenschlange ging ein leichtes Rucken, der Mississippi-Expresß begann seine rasende Fahrt nach Süden.

Ich streckte mich aufs Bett und versuchte, mir die Zeit durch Lesen zu vertreiben. Sicherlich verstehen Sie, daß ich nicht viel Sinn für das hatte, was die Zeitungen schrieben. Immer wieder blickte ich auf die Uhr. Die Zeiger schlichen nur.

Wenige Minuten nach Mitternacht klopfte es hastig an meiner Tür. Ich sprang auf, besann mich auf meine Rolle, ging zur Tür und öffnete.

Auf dem Gang stand Sound, hielt eine Zigarre mit bebenden Fingern an den Mund und stotterte: „Entschuldigen Sie, Sir, haben Sie vielleicht Feuer?“

Der kleine Antiquar hatte es verdammt eilig, aus seiner Kabine herauszukommen. Er mußte einen günstigen Augenblick abgepaßt haben und erschien fast eine Stunde früher, als ich gerechnet hatte.

„Bitte,“ antwortete ich, zog mein Feuerzeug aus der Tasche und ließ es aufschnappen. Dabei streckte ich den Kopf vor und blickte rasch nach rechts und links. Niemand außer uns war auf dem Gang.

„Los!“ zischte ich, zog ihn rasch an den Rockaufschlägen herein, ging selbst die wenigen Schritte bis zu seiner Kabine und zog die Tür hinter mir zu.

So, das war geschafft. Ich sah mich in der Kabine um. Das Bett war so gut gerichtet wie meins. Sound hatte vergessen, die Vorhänge zuzuziehen. Ich holte es nach. Dann öffnete ich den kleineren der beiden Koffer. Wir hatten an alles gedacht. In dem Koffer befand sich ein Anzug von Sound. Ich drapierte ihn am Kleiderständer. Ich stellte Pantoffeln vor das Bett. Ich hängte seinen Schlafrock auf, und ich garnierte das Waschbecken mit Utensilien aus seinem Reisenessesaire.

Dann baute ich mit Hilfe einer gestopften Tuchrolle und einer Perücke, die sich ebenfalls im Koffer befanden, einen schlafenden Mann in das Bett, überprüfte mein Werk, war zufrieden und löschte das Licht aus.

An mir selber waren nicht mehr viel Veränderungen vorzunehmen. Ich zog mir die Schuhe aus, stellte mich in den kleinen Zwischenraum zwischen Kofferablage und der Wand zum Gang neben die Tür. Ich nahm den Revolver in die rechte Hand. Aufrecht wie eine Schildwache vor dem Palast der englischen Königin stand ich und wartete.

Stundenlang war kein anderes Geräusch mehr zu vernehmen als das gleichmäßige Rauschen der Räder. Mit aller Macht mußte ich mich wach halten, damit mir meine Sinne, verführt von dem monotonen Geräusch, nicht entglitten.

Dann, nach einer ungezählten Zahl von Minuten, hörte ich es: ein leises scharfes Kratzen an der Tür. Ich hielt den Atem an. Die Tür war verschlossen, aber ich wußte, daß es für den Mörder kein Problem war, die einfachen Schlösser von Kabinentüren zu öffnen. Sekunden später nach dem ersten Geräusch vernahm ich das dünne Schnappen des zurückschlagenden Schlosses.

Es knirschte ein wenig, als die Klinke hinuntergedrückt wurde. Die Tür öffnete sich einen Spalt, wurde wieder angehalten. Ich hörte ein Klirren, als stecke jemand sehr vorsichtig einen Schlüsselbund in die Tasche. Dann ging die Tür ganz auf. Etwas huschte blitzschnell und völlig lautlos durch das spärliche Licht, das vom Gang her in die Kabine fiel. Der Lichtschein verschwand sofort wieder, da der Unbekannte die Tür schnell zudrückte, bei aller Schnelligkeit aber ohne jedes Geräusch.

Mir begann die Luft knapp zu werden, und ich fühlte, wie mir das Blut in den Kopf stieg. Unmittelbar neben mir hörte ich die leisen Atemzüge eines Menschen. Wir standen so eng nebeneinander, daß sich unsere Arme fast berührten.

Schon wollte ich losbrechen, als ich in der völligen Dunkelheit zwei rasche, kaum vernehmbare Schritte hörte. Dann blitzte der scharfe Strahl einer Taschenlampe auf, richtete sich zielsicher auf das Bett und riß die Perücke über der hochgezogenen Bettdecke in grelles Licht.

Ich hob den Arm. Ein, zwei große rasche Schritte, ein schwerer Schlag mit der linken Hand über die Schulter des Eindringlings hinweg auf seinen rechten Arm, und gleichzeitig bohrte ich ihm den Lauf des Revolvers in den Rücken.

„Hände hoch!“ sagte ich scharf. „Rühr dich nicht, sonst knallt es!“ Es klirrte. Der Unbekannte ließ die Taschenlampe fallen. Sie brannte weiter, nur richtete sie ihren Schein völlig sinnlos auf Mark Sounds Morgenrock, der im Rütteln des Zuges leise am Kleiderhaken schaukelte.

Ich trat zwei Schritte zurück. Meine Hand ertastete den Lichtschalter. Die Deckenbeleuchtung flammte auf. Ich sah den Rücken, die Gestalt, die langen Haare meines Gefangenen. Es war eine Frau.

„Umdrehen!“ befahl ich, und meine Stimme klang unfrei, als hätten meine Stimmbänder plötzlich einen Knoten geschlagen. Sie gehorchte. Ich blickte in Death-Lillys totenbleiches Gesicht.

Es war eine Überraschung, aber im selben Augenblick, in dem sie geschehen war, wurde sie zu einer Tatsache, zu einer nicht einmal mehr erstaunli-

chen Tatsache. Mir fiel es wie Schuppen von den Augen, und ich begriff manche Zusammenhänge, die ich vorher nicht überschaut hatte.

Death-Lilly war also der Eisenbahn-Mörder. Death-Lilly. Der Name, unter dem sie ihren Trapezakt durchführte, bezeichnete wirklich ihren Beruf. Todes-Lilly.

Auge in Auge standen wir uns gegenüber. Sie erkannte mich nicht. Ihr wächsernes Gesicht verzog sich zu einem krampfhaften Lächeln.

„Sie—Sie haben mich fürchterlich erschreckt, Sir,“ stammelte sie. „Ich—ich muß mich in der Kabine geirrt haben. Ist dies nicht Nummer vierundzwanzig?“ Je länger sie sprach, desto größere Sicherheit schien sie zu gewinnen, freilich eine Sicherheit, die aus der Verzweiflung kam.

„Es ist Kabine Nummer einunddreißig,“ antwortete ich. „Und die Tür war abgeschlossen, als Sie eindringen.“

„Nein, Sie irren sich, Sir,“ sagte sie, immer mit diesem verzweifelten Lächeln. „Sie war offen. Entschuldigen Sie mein Versehen.“

„Und was ist das?“ fragte ich und zeigte mit dem Lauf der Waffe auf einen kurzläufigen Revolver mit der dicken Metallhülse des Schalldämpfers, der vor dem Bett neben einer schwarzen Damenhandtasche auf der Erde lag.

„Es ist mein Revolver, Sir,“ flüsterte sie. „Ich trage ihn immer in der Handtasche. Er muß herausgefallen sein, als Sie mich auf den Arm schlugen. Bitte, glauben Sie mir, ich hatte keine bösen Absichten.“ Und sie versuchte, mich mit einem Blick anzusehen, der verführerisch und treuherzig zugleich sein sollte, aber aus dem die nackte Angst sprach.

Langsam hob ich die linke Hand, führte sie an das Brillengestell und nahm die Brille ab. Ich sah Lilly an, sie starrte mich an, mit halboffenem Mund, um den langsam das Lächeln erlosch.

„Es war ein schöner Tag am Michigansee, Liane,“ sagte ich langsam und leise. „Schade, daß er ein schlechtes Ende nahm.“

Sie erkannte mich. Ihre Augen schlossen sich. Sie fiel ohnmächtig nach hinten auf das Bett.

Eine halbe Minute lang stand ich nachdenklich und kaute an meiner Unterlippe. Ein paar Gedanken schossen mir durch das Gehirn, aber dann glätteten sie sich rasch. Daß der Eisenbahn-Mörder, einer der Mörder wenigstens, eine Frau war, spielte keine Rolle. Daß diese Frau Liane Baker war, die ich ein wenig besser kennengelernt hatte als andere Frauen, durfte keine Rolle spielen. Der Kampf war noch nicht zu Ende. Es mußte weitergehen, und ich hatte keine Zeit.

Ich steckte die Waffe weg, füllte das Zahnputzglas mit Wasser und goß es ihr ins Gesicht. Sie stöhnte und drehte den Kopf auf die andere Seite. Ich packte die Schultern und schüttelte sie kräftig.

„Los, kommen Sie zu sich,“ sagte ich. Widerwillig schlug sie die Augen auf. „Sind Sie allein im Zug? Haben Sie einen Kumpanen bei sich? Reden Sie, und der Teufel holt Sie, wenn Sie lügen.“

„Ich... bin allein,“ hauchte sie.

„Stehen Sie auf! Kommen Sie mit in Ihre Kabine!“

Sie erhob sich mühsam. Ich hob die Handtasche, die Lampe und die schalldämpfte Waffe auf. Sie taumelte vor mir den Gang entlang zur Kabine vierundzwanzig. Als Gepäck besaß sie einen einzigen Koffer, ein helles Ding. Ich durchwühlte ihn, und außerdem uninteressanten Inhalt fand ich zwei Dinge, die unge-

wöhnlich waren, eine kleine Taschenlampe mit überdimensioniertem Leuchtkörper aus blauem Glas und einen nicht sehr großen Leinensack, der mit einem starken Eisenring versehen war.

Ich wog die beiden Dinge in den Händen, und plötzlich blitzte ein Gedanke in mir auf. Ich ging zum Fenster, öffnete es und lehnte mich weit hinaus.

Laut drang jetzt das Donnern der Räder des rasenden Zuges an meine Ohren, es war noch ein anderes Geräusch in der Luft, ein gemächliches, sich fast gemütlich anhörendes Knattern, der Lärm eines Hubschraubers. Ich suchte den nachtschwarzen Himmel ab und entdeckte das rote und grüne Seitenlicht nicht weit ab vom Zug in geringer Höhe.

Ich wandte mich in die Kabine zurück.

„In diesen Sack tun Sie die Beute, den Revolver? Mit der blauen Lampe geben Sie dem Hubschrauber Signal, und er holt den Sack ab, nicht wahr?“

Sie war völlig gebrochen und nickte willenlos.

Kurz entschlossen riß ich die Vorhangschnur herunter, band ihr die Hände und Füße. Sie ließ alles ohne Widerstand mit sich geschehen. Ich lief in die Kabine einunddreißig zurück. Sounds Brieftasche steckte in seinem Anzug. Es waren rund zehntausend Dollar darin. Ich tat die Brieftasche in den Leinensack, öffnete das Fenster und feuerte zwei Schüsse aus dem Revolver in die Nacht, fügte dann Revolver und die Taschenlampe dazu und ging in Lianes Kabine zurück. Ich löschte das Licht und beugte mich erneut aus dem Fenster. Die Bordlichter des Hubschraubers schwammen immer noch parallel zum Zug in der Luft.

„Habt ihr ein bestimmtes Signal vereinbart?“ fragte ich.

„Nein,“ flüsterte sie.

Ich brauchte mir keine Gedanken darüber zu machen, ob sie die Wahrheit sprach. Ich wußte, daß sie in diesem Augenblick nicht log. Ich wußte es mit unumstößlicher Sicherheit.

Weit lehnte ich mich aus dem Fenster. Der Fahrtwind riß an meinen silbergrauen Haaren. Ich hob die blaue Lampe und drückte in kurzen Abständen auf den Knopf.

Fast unmittelbar erhielt ich Antwort. Zwischen dem roten und dem grünen Licht blitzte dreimal ein bläulicher Schein auf. Die Bordlampen veränderten ihre Stellung, senkten sich. Der Hubschrauber näherte sich dem Zug.

Ich fuhr fort, mit meiner blauen Lampe zu blinken. Das Knattern mischte sich immer stärker in das Donnern des fahrenden Zuges. Die Lichter des Hubschraubers verschwanden über dem Zugdach, tauchten dann wieder auf, jetzt gewissermaßen unmittelbar über meinem Kopf, fielen zurück und holten dann wieder auf. Etwas schnurrte an der Seitenwand entlang, ein kräftiges, aber dünnes Seil. Ich griff danach, verfehlte es aber.

Wie wild blinkte ich mit der Taschenlampe. Solche Fehlmanöver schienen inkalkuliert zu sein. Sie begriffen. Ich sah an den Positionslampen, daß der Hubschrauber einen Kreis flog. Der Zug gewann Vorsprung, aber der Helikopter holte ihn spielend wieder ein. Sie wiederholten das Manöver. Diesmal war ich darauf eingestellt, erwischte das Seil und zog es ein. An seinem Ende war ein kräftiger, fast geschlossener Stahlhaken angebracht. Ich hängte den Leinensack mit dem Eisenring daran, ruckte kräftig am Seil, wie es die Taucher zu tun pflegen, gab

überdies noch Signal mit dem Blaulicht und ließ dann los. Der Sack mit zehntausend Dollar, dem Revolver, der Taschenlampe schwebte in die Nacht hinaus.

Liane, die meinem Manöver mit weit aufgerissenen Augen gefolgt war, so gut sie in der Dunkelheit Einzelheiten erkennen konnte, würdigte ich nach dem Einschalten des Lichtes keines Blickes. Ich verschloß die Kabine von außen, ging in Nummer einunddreißig zurück, zog meine Schuhe wieder an und klopfte an die Tür von Nummer zweiunddreißig.

„Wer ist da?“ fragte Sounds Stimme sofort. Vor lauter Angst klang sie nicht grollend, sondern dünn und schrill.

„Ich bin es, der G-man. Öffnen Sie, es ist alles vorbei.“

Er öffnete. Seine kugeligen Augen starrten mich aufgerissen an. „Vorbei,“ flüsterte er. „Ich hab nichts gehört.“

„Manchmal geht es lautlos ab. Sie können in Ihre Kabine zurückgehen.“

„Nein, nein,“ zappelte er.

„Unsinn,“ fuhr ich ihn an. „Ich sagte, es sei vorbei, und Sie werden kein Blut oder sonst etwas Schreckliches auf dem Fußboden finden. Trollen Sie sich!“

Er gehorchte widerstrebend. Der dicke Zigarrenqualm, der Nummer zweiunddreißig erfüllte, und meine mehr als halb leere Whiskyflasche bewiesen, daß Sound ein paar aufgeregte Stunden hinter sich hatte.

Ich nahm einen Schluck aus der Flasche, ohne mich lange mit dem Einschenken in ein Glas aufzuhalten, dann machte ich mich auf die Strümpfe, um Freddey zu suchen. Auf dem Weg warf ich noch einen Blick in Nummer einunddreißig. Der Antiquar stand vor seinem Bett und wagte nicht, den Stoffballen und die Perücke herauszunehmen.

„Na los,“ sagte ich, „nehmen Sie es heraus, verpacken Sie es wieder in Ihren Koffern und legen Sie sich ins Bett, aber rühren Sie sich nicht. Ich habe noch einiges mit Ihnen vor.“

Ich sah, wie er zögernd die Hand an die Bettdecke legte, sie zur Seite schob und das Bett selbst von dem stummen Schläfer befreite.

Freddey hatte Kabine vier gemietet. Die Tür war nicht abgeschlossen. Er sprang auf, als ich eintrat.

„Und?“ fragte er.

„Erledigt!“ sagte ich.

Er stieß die Luft aus und ließ sich auf das Polster fallen.

„Puh, Cotton, das tue ich nie wieder. Es macht verrückt, hier zu sitzen, zu wissen, daß ein paar Yard entfernt eine dicke Sache passiert, und nicht eingreifen zu dürfen. Sie haben ihn also?“

„Ich habe einen von ihnen. Den Mörder mit dem schallgedämpften Revolver. Den Messermörder habe ich noch nicht. Sie kennen ihn übrigens. Es ist Liane Baker. Wenn Sie einen Whisky wollen, so habe ich noch einen Rest in meiner Kabine.“

Freddey schien wirklich einen Drink nötig zu haben. Es dauerte ein paar Minuten, bis er sich erholt hatte.

„Spannen Sie mich nicht auf die Folter, Cotton,“ stöhnte er. „Erzählen Sie, los, Mensch!“

Ich berichtete haarklein. Er hörte lautlos zu, nur als ich erzählte, daß der Hub-schrauber Sounds Brieftasche abgeholt hatte, unterbrach er.

„Sie haben wirklich die zehntausend Dollar mitgehen lassen?“

„Ja, habe ich, und ich werde Ihnen sagen, warum. Liane Baker tötete Seemer und John Smith, aber Stoneman, Morgan und Boom wurden von einem Mann getötet, einem Mann, dem ich einmal gegenüberstand. Ich zweifle nicht daran, daß der Mann der Boß der Bande ist, auch Lianes Boß, und sie wird es uns bestätigen. Mit ihrer Hilfe, ob sie will oder nicht, werden wir ihm die Falle stellen, die ihn endgültig zur Strecke bringt. Dazu ist es aber erforderlich, daß er glaubt, das Verbrechen an Sound sei gelungen, und dieser Glaube ist mit zehntausend Dollar nicht hoch bezahlt.“

„Aber da bestehen doch Schwierigkeiten, Cotton. Er wird irgendwie mit der Baker verabredet sein. Er wird stutzig werden, wenn sie nicht kommt. Er wird...“

„Sie haben natürlich recht, Freddey, aber ich glaube doch, daß es zu schaffen ist. Kommen Sie mit! Wir werden mit der Frau reden. Es ist noch eine Menge, was sie uns zu erzählen hat.“

Death-Lilly lag unverändert auf dem Bett. Ich löste ihre Fesseln. Sie richtete sich auf. Sie war nicht mehr sehr hübsch. Ihr Gesicht war zerstört, ihre Augen glanzlos, die Schminke ihres Mundes verwischt.

„Wollen Sie eine Zigarette?“ fragte ich.

Sie nickte stumm.

„Wo sollten Sie den Zug verlassen?“ begann ich das Verhör. „In St. Louis?“

Wieder das stumme Nicken.

Freddy sah auf die Uhr und sagte: „Das sind nicht mehr ganz zwei Stunden.“

„Werden Sie dort erwartet?“

Ein Kopfschütteln war die Antwort.

„Was sollen Sie tun?“

„Ich soll nach Boston zurückfahren, um mein Engagement im Maine-Theater anzutreten,“ sagte sie tonlos.

„Wer ist Ihr Boß, Liane?“ fragte ich nebenhin.

„Steven,“ entgegnete sie und starrte auf den Boden.

„Steven? Wie heißt er mit vollem Namen?“

„Steven Hunter.“

„Wer ist er? Sieht er so aus, wie Sie ihn uns beschrieben haben?“

Sie schüttelte stumm den Kopf. „Er ist mein Mann,“ sagte sie.

Eine Minute lang schwiegen wir beide, aber ich schüttelte die Benommenheit von mir ab. Okay, er war ihr Mann, aber er war ein Mörder, und sie war eine Mörderin. Es gab kein Erbarmen, weder für ihn noch für sie. Ich setzte das Verhör fort.

Die Frau leugnete nichts mehr. Sie versuchte auch nicht zu schweigen. Ich erhielt schon in diesem ersten Verhör den Eindruck, daß ihr Mann sie zu all diesen Taten gezwungen hatte. Sie war keine Verbrecherin von Natur und Veranlagung, aber sie war ihm hörig, und sie tat blindlings alles, was er verlangte. Dabei fürchtete sie ständig, ein schlechtes Ende zu nehmen, und als dieses gefürchtete und stets erwartete Ende über sie hereinbrach, erlitt sie einen völligen Zusammenbruch, der nicht nur ihre eigene Widerstandskraft lähmte, sondern auch den Willen, ihren Mann durch Schweigen zu retten.

Gegründet und organisiert worden war die Bande vor einem Jahr, und der eigentliche Urheber der Idee war Earl Lutter gewesen. Er kannte Steven Hunter von

seiner Tätigkeit als Varietéagent. Hunter brachte seine Frau mit in die Bande, Lutter beschaffte den Hubschrauber und die beiden anderen Bandenmitglieder, Rock Caldwell, der einen Hubschrauber zu steuern verstand, und Bill Strenght, den Gehilfen. In Lutters Gehirn entstanden die Einzelheiten des Vorgehens, Steven Hunter war kein schlechter Artist, ein guter Luftakrobat. Für ihn dachte sich Lutter den Trick mit dem Verlassen des Zuges per Hubschrauber aus.

Und so geschahen die einzelnen Morde: Seemer, das erste Opfer, war bekannt als Frauenfreund. Liane benutzte denselben Zug wie er, und sie verstand es, mit ihm zu flirten. In halben Andeutungen gab sie ihm zu verstehen, daß sie für Geld empfänglich sei, und Seemer lud sie ein, ihn in seinem Abteil zu besuchen. Er war wach, als sie zu ihm kam, und sie erschoss ihn, ehe er eine Geste der Abwehr unternehmen konnte. Sie raffte seine Sachen an sich und verließ den Zug in Banville.

In derselben Nacht ließ sich Steven Hunter vom Hubschrauber aus auf das Dach des Zwölfstundenexpress nieder. Vom Dach aus kletterte er in den Waggon, drang in Abram Stonemans Kabine ein und tötete ihn. Dann verließ er den Zug auf die gleiche Weise.

Stoneman war von Liane zu dieser Reise bewegt worden. Sie hatte es verstanden, ihn kennenzulernen und ihm ein angenehmes Wochenende in Chicago zu versprechen, wo sie sich mit ihm treffen sollte. Vom Standpunkt der Bande aus gesehen, war es ein unglücklicher Zufall, daß die Reisen von Seemer und Stoneman in einer Nacht stattfanden. Hunter war bei seinem Umsteigen auf den fahrenden Zug und noch mehr beim Klettern vom Wagendach in den Wagen mehr als einmal in Gefahr gewesen, sich den Hals zu brechen. Das Zurückklettern hingegen war für einen geübten Artisten eine leichte Sache. Er brauchte nur die Waggontür zu öffnen, dem Piloten Caldwell ein Lichtsignal zu geben und die ausgeworfene Strickleiter zu fassen. Sobald er sich vom Zug gelöst hatte, drosselte der Hubschrauber seine Geschwindigkeit bis zum Stand, und Hunter kletterte in die Kabine. Daß er bei diesen Aktionen ein schwarzes Trikot über seinen Kleidern trug, sollte nur vermeiden, daß er irgendwo hängenblieb.

Den nächsten Mord bereitete die Bande sorgfältiger vor. Liane färbte sich das Haar schwarz und fuhr nach Los Angeles. Sie benutzte gewissermaßen ihre Kollegin Monique als Vorbild für ihre Maskerade, und darin lag der Grund, daß Norma Cutter mir verdächtig erschienen war. Sie machte die Bekanntschaft Francis Morgans und versprach ihm, ihn in El Paso del Norte zu treffen. Sie telefonierte ihre Informationen durch. Caldwell, Strenght und Hunter, die sich in der Nähe bereit hielten, organisierten den Überfall. Hunter kaufte sich eine Fahrkarte, bestieg den Zug, tötete Morgan, stürzte seinen Körper aus dem Fenster und ließ sich von dem Hubschrauber abholen, um bei der Entdeckung des Mordes nicht unter den Reisenden zu sein. In diesem Fall stellte sich die Maßnahme als unnötig heraus, denn der Mord wurde erst viele Stunden nach Ankunft des Zuges entdeckt.

John Smith war wiederum ein Opfer Lianes geworden, und bei dieser Tat wandten sie zum erstenmal den Trick mit der Abholung der Waffen, des geraubten Gutes und aller anderen eventuell verdächtig erscheinenden Gegenstände an. Die Baker konnte also in aller Ruhe auf die Entdeckung des Mordes warten. Sie erschien nicht mehr verdächtig als jeder andere Reisende. Lutter führte die Sache mit dem Scheck durch, und dieser Mord wurde eines ihrer besten Geschäfte.

Sie wußten, daß von dieser Tat an G-men in den großen Zügen fuhren, und daß sich ihr Risiko damit erheblich vergrößerte, aber sie konnten es nicht lassen, weitere Verbrechen zu begehen. Aus Lianes Worten war zu schließen, daß Earl Lutter die treibende Kraft war. In vielen Städten der USA hatte er sich Leute vom Schlage eines Frank Nees und Glen Badding engagiert und sie auf die Spuren von Geschäftsleuten gesetzt, die ihm als Opfer aussichtsreich erschienen. Oswald Boom kam als nächster an die Reihe. Sie gingen noch vorsichtiger vor als bisher.

Liane mußte im Intercontinental eine Kabine mieten. Hunter kaufte sich nur eine Bahnsteigkarte. Im Trubel der Abfahrt schlich er sich in Lianes Kabine, wartete dort auf den günstigsten Zeitpunkt und beging das Verbrechen an Boom. Daß ich ihn beim Absprung erwischte, war eine unglückliche Panne, sonst wären wieder alle Fahrgäste festgehalten worden, von denen diesmal wirklich niemand, nicht einmal Liane, der Täter war.

Von dem Augenblick unserer Begegnung im Intercontinental war Hunter von der Furcht besessen, daß ich ihn wiedererkennen könnte, und er verlangte von Lutter, daß ich beseitigt würde. Vorher würde er nicht mehr arbeiten. Lutter versprach es und setzte zunächst Strenght und Liane auf meine Fersen. Jene erste Kugel, die mich vor dem Fotogeschäft treffen sollte, war von Death-Lillys Hand abgefeuert worden. Da dieser Versuch nicht klappte, charterte Lutter Charles Beggar. Beggar versuchte es, aber es erwischte ihn selbst dabei und Earl Lutter dazu.

In Chicago trafen Liane und ich wieder zusammen. Von ihr erfuhr Hunter, daß ich noch lebte. Er war besessen von dem Gedanken, mich zu töten, und er befahl seiner Frau, mich zu dem Ausflug an den Michigansee zu verleiten. Dort versuchte er es noch einmal mit Strenghts Hilfe. Sie hielten mich für erledigt und nahmen Liane mit. Als sie mich hinter sich sahen, packte sie die Verzweiflung. Hunter sah nur einen Weg, mich zu stoppen. Er befahl Liane, aus dem fahrenden Wagen zu springen. Sie weigerte sich zunächst, aber dann bekam er sie herum. Sie drosselten die Fahrt, und als geübte Artistin brachte sie es fertig, sich bei diesem Sprung nicht die Knochen zu brechen. Ich fiel darauf herein und stoppte die Verfolgung.

Unterdessen hatte Steven Hunter, jetzt unbestritten Boß der Bande, die nach Lutters Tod gerissenen Informationsverbindungen neu geknüpft. Mark Sound bot sich als nächstes Opfer an. Hunter befahl, daß Liane die Tat auszuüben habe, ein Versuch, der ihr letzter werden sollte.

Das war ungefähr, was Freddey und ich in den knappen zwei Stunden, die der Mississippi-Expresß St. Louis entgegenraste, aus der Frau herausholten, freilich nicht so schnell und ohne Stockung, wie ich es Ihnen hier erzähle.

Freddey war es, der die Kardinalfrage stellte: „Wann sehen Sie Hunter und seine Leute?“

Die Frau schüttelte schwach den Kopf. „Ich weiß nicht. Ich kenne den Ort, an dem er sich aufhält, nicht. Seitdem ich engen Kontakt mit Ihrem Kollegen hatte, verkehrt er nur noch telefonisch mit mir. Auch den Abstellplatz des Hubschraubers haben sie geändert. Ich soll nach Boston zurückfahren. Er hat für mich eine kleine Wohnung mit Telefon gemietet. Er wird mich anrufen und mir weitere Befehle erteilen. Mehr weiß ich nicht.“

Ich winkte Freddey zu, mit auf den Flur zu kommen.

„Freddey,“ sagte ich. „Liane und ich werden in St. Louis den Zug verlassen. Sie wird in meiner Begleitung nach Boston fahren, und ich werde das nächste Opfer

des Eisenbahn-Mörders werden, ich, Robert Sander, ein älterer Herr, nicht ohne Geld, der sich während einer Reise in die hübsche Liane Baker verguckt hat.“

„Sie wollen sie frei herumlaufen lassen?“

„Ich werde immer in ihrer Nähe sein, wie es sich für einen verliebten Narren gehört. Ihr Maskenmacher hat sich solche Mühe mit meinem Gesicht gegeben. Es wäre schade, wenn ich sie nicht restlos ausnutzen wollte. Er sagte, sie hält sich ohnedies noch an die acht Wochen.“

„Cotton, Sie gehen ein riesiges Risiko ein.“

„Okay, okay.“ Ich winkte ab. „Ich werde es zu tragen wissen. Voraussetzung für das Spiel ist, daß der Mord an Mark Sound als absolut gesichert erscheint. Gehen Sie mit zu dem Alten. Ich werde ihm erklären, daß er ab sofort tot ist.“

Wir stießen bei dem Antiquitätenhändler auf keinen Widerstand.

„Was?“ rief er. „Ich soll tot sein, ermordet? Keine schlechte Idee. Sie sind wirklich einfallsreich.“

„Ihre Nerven sind schlecht,“ fuhr ich fort, „und nichts tut Ihnen besser, als wenn Sie sich hinter der verschlossenen Tür eines Sanatoriums gründlich ausruhen können. Alles, was Sie zu tun haben, ist, stillzuhalten, und die einzige Unannehmlichkeit, die Sie erdulden müssen, ist, daß man Sie auf eine Bahre legt und bis über den Kopf zudeckt.“

Kurz und gut, er war Feuer und Flamme für meinen Plan.

„Und daß Sie sich ja nicht rühren, wenn wir Sie in den Leichenwagen tragen. Sobald sich die Autotüren hinter Ihnen geschlossen haben, dürfen Sie wieder atmen. Freddey wird sich um Sie kümmern.“ Das war meine letzte Mahnung an ihn.

Auf dem Gang besprachen Freddey und ich die Einzelheiten. Wir beschlossen, daß der Mord kurz vor Cairo entdeckt werden sollte. Es blieb keine andere Wahl, als daß das Zugpersonal eingeweiht wurde. Freddey übernahm das. Auch die Information der Behörden in Cairo war seine Aufgabe. Alles sollte sich genauso abspielen, als wäre der Mord tatsächlich geschehen, die Untersuchung des Tatraumes, das Verhör der Reisenden, selbst die Mitteilung an die Presse.

Um Rederei der Eingeweihten zu vermeiden, sollten die Zugbediensteten in Cairo abgelöst und unter Polizeiaufsicht gestellt werden. Nach außen hin ließ sich diese Maßnahme mit einem Verdacht, der gegen das Zugpersonal bestand, begründen.

Es war ein schöner Packer Arbeit, den ich dem armen Freddey aufhalste. Wenn ich daran dachte, was er allein in diesem Zusammenhang den cleveren Zeitungsreportern vorschwatzen mußte, so war er wahrhaft nicht zu beneiden.

„Ich glaube nicht, daß es gutgeht, Cotton,“ sagte er, als wir alle Einzelheiten durchgesprochen hatten, „aber an mir soll es nicht liegen.“

Der Expresß verlangsamte sein Tempo. Draußen, in dem beginnenden Morgenlicht, huschten die ersten Häuser einer Stadt vorbei. Freddey wandte sich zum Fenster. „St. Louis,“ sprach er gegen die Scheibe. „Alles Gute, Cotton!“

Ich ging in die Kabine Nummer vierundzwanzig.

„Machen Sie sich fertig,“ sagte ich zu Liane Baker. „Wir steigen in ein paar Minuten aus.“

In St. Louis verließen außer einigen anderen Reisenden ein älterer Herr und eine blonde Dame den Mississippi-Expresß. Der Herr telefonierte von einer Zelle aus

mit dem Flughafen und erkundigte sich nach der nächsten Flugmöglichkeit nach Boston.

Er erhielt die Auskunft, daß eine direkte Maschine um acht Uhr startete. Daraufhin rief er die Taxivermittlung an und bestellte einen Wagen zum Flughafen.

Die ganze Zeit über hatte Liane geschwiegen. Jetzt, im Wagen, richtete sie zum erstenmal von sich aus das Wort an mich.

„Was geschieht mit mir?“ fragte sie.

„Nichts Besonderes,“ antwortete ich. „Sie werden nach Boston fliegen, und Sie werden im Maine-Theater auftreten. Sie werden während des Fluges einen älteren Herrn kennenlernen, der Robert Sander heißt, und Sie werden diesen Herrn Steven Hunter als nächstes Opfer empfehlen.“

„Das tue ich nicht,“ sagte sie mit einem Anflug von Entschlossenheit.

„Ich kann es mir denken,“ antwortete ich ruhig. „Wir werden es für Sie tun.“

Bis zum Start der Maschine hatten wir noch reichlich Zeit. Ich nahm Liane mit in das Büro der Flugleitung und telefonierte von dort aus mit dem Hauptquartier in New York, mit Mr. High. Der Chef befand sich noch in seiner Privatwohnung. Die Zentrale stellte durch.

Es wurde ein langes Gespräch. Ich teilte Mr. High jede Einzelheit mit, und dann setzte ich ihm meinen Plan auseinander.

„Alles hängt davon ab, daß weder Steven Hunter noch Rock Caldwell oder der Gehilfe Bill Strenght direkten Kontakt mit der Frau aufnehmen. Rufen Sie bitte Phil zurück. Ich hätte gern, wenn er die Überwachung der gesamten Umgebung von Liane Baker leitet, selbstverständlich braucht er dabei eine Menge Leute zu seiner Unterstützung. Vielleicht telefonieren Sie mit Ihrem Kollegen in Boston, damit er uns die Leute zur Verfügung stellt. Senden Sie außerdem ein Tonbandgerät in die Wohnung der Frau. Sobald ich ankomme, mache ich Aufnahmen von ihrer Stimme. Bitte, Mr. High, sehen Sie sich unter den weiblichen Polizistinnen der Stadt schon einmal um. Ich brauche eine Beamtin, deren Stimme dem Organ von Death-Lilly ähnelt. Glauben Sie, daß sich das alles durchführen läßt?“

„Ich glaube schon. Entweder klappt Ihr Plan, Jerry, dann fassen wir ihn, wenn er versucht, Sie umzubringen, oder aber er nimmt persönlichen Kontakt mit der Frau auf, dann greifen wir ihn bei dieser Gelegenheit. Ich avisiere Sie McNown. Das ist der FBI-Chef von Boston. Hals- und Beinbruch!“

Ich gab ihm noch die Adresse der Wohnung durch, die Death-Lilly in Boston gemietet hatte, Washington Street siebenhundertdreiundachtzig, Telefon NM 3 64 90.

Am Nachmittag kamen wir in Boston an. Ich nahm ein Taxi, und wir fuhren gemeinsam zur Washington Street. Nummer siebenhundertdreiundachtzig war ein großes Haus. Die erste und zweite Etage waren von einer Mrs. Sutterdan gemietet, einer starken grauhaarigen Frau. Sie hatte die Räume einzeln als Wohn- und Schlafzimmer eingerichtet und vermietete sie weiter an Leute, die sich längere Zeit in Boston aufhalten wollten. Da viele Vertreter zu ihr kamen, die Wert darauf legten, ungestört telefonieren zu können, waren die meisten Räume mit eigenen Telefonanschlüssen versehen. Mrs. Sutterdan begegnete uns, als ich gemeinsam mit Liane durch den Flur ging.

„Schon zurück, Miss Baker?“ fragte sie und streckte die Hand aus. „Oh, Sie sehen aber nicht gut aus!“

„Miss Baker fühlt sich nicht wohl,“ sagte ich. „Ich nahm mich ihrer im Flugzeug an und brachte sie her. Mein Name ist Robert Sander.“

„Oh, vielen Dank, Sir. Ich sehe, es gibt doch Gentlemen. Kommen Sie, mein Kind.“ Sie faßte Lianes Arm und führte sie in ihr Zimmer. Ich ging mit.

„Es ist übrigens ein Paket für Sie abgegeben worden,“ flötete die Wirtin. „Dort steht es, aber jetzt legen Sie sich am besten erst hin.“

Sie warf mir einen auffordernden Blick zu, aber ich sah mich ruhig in dem nicht schlechten Zimmer um. Eine Fluchtmöglichkeit gab es nicht. Ich konnte beruhigt auf den Flur zurückgehen. Mrs. Sutterdan kam nach wenigen Augenblicken nach.

„Hören Sie, Ma'am,“ sagte ich, „ich habe einige Zeit in Boston zu tun. Haben Sie einen Raum für mich frei?“

„Gewiß,“ erwiderte sie erfreut. „Gleich hier das Zimmer nebenan.“

Sie öffnete die Tür. „Gefällt es Ihnen?“

„Ich miete es. Vielen Dank.“

Sobald Mrs. Sutterdan außer Sichtweite war, ging ich zu Liane hinüber. Sie lag ausgestreckt auf der Couch und hatte das Gesicht mit den Händen bedeckt.

Ich öffnete das Paket mit dem Tonbandgerät.

„Nehmen Sie sich eine Zigarette und werden Sie wach,“ sagte ich, nachdem ich das Gerät eingeschaltet hatte. „Ich brauche noch Einzelheiten. Fangen wir von vorn an.“

„Ach, lassen Sie mich doch in Ruhe,“ stöhnte sie.

„Tut mir leid,“ antwortete ich knapp. „Seemer und Smith wären auch gern in Ruhe gelassen worden.“

„Ich habe Ihnen doch alles erzählt,“ sagte sie gequält. „Was wollen Sie denn noch wissen?“

„Einzelheiten. Ich sagte es schon.“

Ohne Übergang wurde sie wütend.

„Ich sage nichts mehr, Sie verdammter Spitzel!“ schrie sie.

„Sie sind zwar eine Frau,“ sagte ich kalt, „aber Sie sind auch eine Mörderin. Es kommt mir nicht darauf an, Sie härter anzufassen.“

Sie starrte mich aus weiten Augen an. „Was wollen Sie mit mir tun?“ fragte sie angstvoll.

So ging das hin und her. Ich erhielt zwar keine nennenswert vernünftige Auskunft von ihr, aber ich bekam viele Nuancen ihrer Stimme auf das Band. Mehr wollte ich nicht. Ich nahm es vom Gerät und verließ Lillys Zimmer.

Auf dem Flur begegnete mir ein Mann, der mich aufmerksam musterte. Ich wollte an ihm Vorbeigehen, aber er faßte meinen Ärmel und raunte: „Sie heißen Robert Sander, nicht wahr?“

Ich nickte.

„Mein Name ist Ted Brown,“ flüsterte er. „FBI, Boston. Mr. McNown schickte mich her. Ich bewohne seit heute früh das Zimmer gegenüber.“

Ich stieß einen leisen Pfiff aus. „Schnelle Arbeit! Ich kann Sie gut brauchen. Nehmen Sie das Tonband und bringen Sie es McNown. Mr. High wird mit ihm telefoniert haben, und er wird wissen, was damit zu tun ist. Wenn Sie zurückkommen, können wir uns gleich darüber einigen, wer während der Nacht ein Auge auf die Frau hält. Meine Telefonnummer ist 36 493.“

„Okay, meine lautet: 36 481.“

Ich ging in mein Zimmer und untersuchte erst einmal vom Fenster aus die Außenwand. Es gab keine Feuerleiter und somit keine Chance, daß Death-Lilly mit einem gewagten Kletterkunststückchen entwischen konnte. Dann öffnete ich meine Tür einen Spalt, zog mir einen Stuhl heran und setzte mich so, daß ich die Tür des Korridors beobachten konnte.

Das Telefon klingelte, und ich meldete mich.

„Hallo, Jerry,“ sagte Phil. „Alles in Ordnung?“

„Bist du schon zurück?“

„Ich kam in New York an, kaum daß du das Telefongespräch mit Mr. High beendet hattest. Die Fährte Monique war falsch. Ihr verdächtiges Gehabe beruhte nur darauf, daß sie rauschgiftsüchtig ist, und sie trieb sich in den Slums herum, um Kokain zu kaufen. Wir haben sie in ein Sanatorium eingeliefert. Mr. High erzählte mir von deinen Erlebnissen, und ich flog nach Boston weiter, ohne auch nur vorher zu frühstücken. McNown gab mir freie Hand und so viele Beamte, wie ich wünschte. Ich telefoniere von einer Zelle ganz in der Nähe des Hauses. Es befinden sich im Augenblick genau achtundzwanzig FBI-Agenten in der Washington Street und den angrenzenden Straßen. Sollte dein Eisenbahn-Mörder auftauchen, so kommt er nicht durch.“

„Großartig, Phil. Ich glaube nicht, daß er kommt. Er wird telefonieren. Dann stellen wir ihm eine Falle am Bahnhof. Rufe mich von Zeit zu Zeit an.“

Ich hatte kaum aufgelegt, als es erneut klingelte. Diesmal war ein Mann mit einer tiefen Stimme am Apparat.

„Cotton?“ vergewisserte er sich. „Okay, hier spricht McNown. Brown war eben bei mir. Passen Sie auf! Ich übergebe.“

Unmittelbar danach meldete sich eine Frauenstimme.

„Hier spricht Liane Baker,“ sagte die Stimme. „Ich bin Artistin und trete im Maine-Theater auf. Ich fahre viel mit der Eisenbahn.“

Ich hörte sehr genau hin. Es war haargenau Death-Lillys Stimme, vielleicht eine Tönung dunkler.

„Zufrieden?“ meldete sich wieder McNown. „Ich habe noch zwei, die in Frage kommen. Wollen Sie sie hören?“

Ich bat ihn darum. Die beiden anderen Beamtinnen wiederholten die gleichen Sätze.

„Schicken Sie mir die erste. Ich glaube, sie trifft es am genauesten.“

Eine halbe Stunde später war Ted Brown mit einer schlanken braunhaarigen FBI-Agentin bei mir, die Susan Bell hieß. Mrs. Sutterdan wurde noch ein Zimmer los. Meine Kollegin war außerordentlich geschickt.

„Ich hörte, daß eine Miss Liane Baker bei Ihnen wohnen soll?“ erkundigte sie sich mit harmlosen Gesicht bei der Vermieterin. „Sie ist eine alte Freundin von mir.“

Auf diese Weise gelangte Susan elegant in das Zimmer von Death-Lilly. Sie blieb eine ganze Stunde darin, und als sie herauskam, klopfte sie bei mir an.

„Hören Sie, Mr. Cotton,“ erklärte sie. „Ich glaube nicht, daß sie im Theater auftreten kann. Sie würde sich das Genick dabei brechen.“

Ich rieb mir die Stirn. „Das ist unangenehm, Miss Bell. Wir müssen damit rechnen, daß Hunter sie im Theater aufsucht. Es könnte Verdacht erregen, wenn er sie dort nicht findet.“

Sie überlegte kurz. „Ich rufe im Theater an und sage, ich wäre krank. Es ist gleich eine Probe, ob meine Stimme echt klingt.“

Ich wohnte diesem Telefongespräch bei. McNown hatte mir genau die richtige Frau geschickt. Susan Bell war ein intelligentes Girl, das seine Sache großartig machte. Sie erklärte dem Direktor, sie könne nicht mehr auftreten, sie sei mit den Nerven herunter. Er drohte mit Konventionalstrafe, und sie sagte, sie würde ihm ein Attest des Arztes schicken.

„Fein, Miss Bell,“ sagte ich nach dem Telefongespräch. „Am besten bleiben Sie heute nacht in Lianes Zimmer. Mrs. Sutterdan gegenüber können wir es leicht damit begründen, daß Sie Ihrer Freundin beistehen wollen. Sprechen Sie, bitte, viel mit ihr, damit Sie sich ihre Ausdrucksweise angewöhnen können. Und lassen Sie sie auf keinen Fall ans Telefon. Bleiben Sie noch einen Augenblick. Ich werde Ihnen sagen, was Sie sprechen müssen, wenn Sie von einem bestimmten Mann angerufen werden.“

Ich setzte ihr dieses Telefongespräch genau auseinander. Ich ging mit ihr alle Möglichkeiten durch, wie es sich abspielen könnte. Ich bat sie, sich ganz in die Rolle Death-Lillys zu versetzen. Es war von ungeheurer Wichtigkeit, daß dieses Telefongespräch klappte. Alles hing davon ab, daß sie in dem Eisenbahn-Mörder keinen Verdacht erweckte, daß er wirklich glaubte, mit seiner Frau und Komplizin zu sprechen.

Nichts geschah am nächsten Tag. Wir bemühten uns, das Leben von ganz normalen Leuten zu spielen. Ich ging sogar am Vormittag mit Death-Lilly in die Geschäftsstraßen der Stadt. Ich zwang sie in eine Unterhaltung hinein, die für einen Uneingeweihten den Eindruck völliger Harmlosigkeit erwecken mußte. Wir aßen in einem Lokal zu Mittag, dann gingen wir nach Hause. Wenn der Eisenbahn-Mörder in der Stadt Augen hatte, die für ihn sahen, dann konnte sein Beobachter ihm nur berichten, daß seine Frau mit einem alten Trottel unterwegs war, der offensichtlich in sie vernarrt war.

Den Nachmittag verbrachten wir in der Wohnung. Miss Bell hielt sich immer in Death-Lillys Nähe und bemühte sich, sie zum Reden zu bringen.

Um elf Uhr abends, ich lag schon im Bett, schlief aber noch nicht, wurde heftig an die Wand geklopft. Das war das vereinbarte Zeichen. Ich sprang hoch, griff meinen Bademantel und rannte in das angrenzende Zimmer.

Miss Bell stand an dem kleinen Schreibtisch, den Telefonhörer am Ohr. Sie deckte die Muschel ab und flüsterte: „Gespräch aus St. Louis! Voranmeldung für Miss Baker!“

„Lassen Sie mich mithören,“ zischte ich, und sie kantete den Hörer etwas ab, daß ich auch mein Ohr dagegenpressen konnte. Noch war nichts als Rauschen und ein leichtes Knacken in der Leitung.

Dann quäkte die Stimme des Fräuleins vom Amt: „Hallo, St. Louis! Bitte melden! Bitte melden!“

Und gleich darauf rief eine Männerstimme, eine Stimme, die ich kannte, die Stimme, die schon in Chicago mit mir gesprochen hatte: „Hallo, Lilly. Bist du an der Strippe?“

Miss Bell schluckte. Dann antwortete sie leise: „Ja, ich bin's!“

„Gut geklappt die Sache, nicht wahr?“ sagte der Mann.

Meine Kollegin schüttelte ihre Hemmungen ab.

„Ja,“ sagte sie, „aber ich tu's nicht mehr. Ich kann nicht mehr!“

„Was heißt das?“ fragte der Mann scharf.

„Ach, du weißt doch. Ich bin eben fertig. Ich trete auch nicht mehr auf!“

„Verdammt Unsinn!“ brüllte die Stimme. „Man hat nichts als Ärger mit dir. Ich werde dich zur Vernunft bringen, sobald ich nach Boston komme. Ist alles klar? Fühlst du dich beobachtet? Passierte etwas Besonderes?“

Obwohl ich voller Anspannung lauschte, fand ich doch noch Zeit, Susan Bell zu bewundern. Sie wechselte den Tonfall, daß es eine Pracht war.

„Laß uns Schluß machen, Steven,“ sagte sie kläglich. „Wir haben doch genug. Wir könnten außer Landes gehen.“

„Du redest Quatsch,“ fauchte er, „genug? Glaubst du, die anderen wollen nichts abhaben? Glaubst du, wir hätten keine Unkosten?“

Miss Bell machte eine kleine kunstvolle Pause. Dann sagte sie in beschwörendem Tonfall: „Steven, wenn ich dir noch einen Fall beschaffe, einen, der mehr Gewinn bringt, als alle anderen, versprichst du mir dann, daß er der letzte und damit genug sein wird?“

„Wovon redest du? Sprich! Worum handelt es sich?“

„Versprich mir erst, daß es das letztemal sein wird!“

„Na, also gut, ich verspreche es!“ schrie er ungeduldig. „Rede endlich!“

Susan Bell senkte die Stimme zu einem Flüstern.

„Ich habe im Flugzeug einen Mann kennengelernt. Er heißt Robert Sander, ein älterer Herr, Juwelenhändler. Er folgte mir in die Pension. Er hat große Mengen Juwelen verkauft. Er trägt das Geld bar bei sich.“

„Wieviel?“ fragte der Mann, heiser vor Erregung.

„Fünzig mindestens, Steven, er fährt übermorgen mit dem Canadian nach Montreal, übermorgen nacht!“

„Ich breche mir nicht noch einmal den Hals.“

„Wir können es machen wie im Intercontinental! Du kommst in mein Abteil.“

„Es ist anders. Du kennst ihn. Der Verdacht fällt auf dich, weil du ihn kennst.“

„Stört es dich sehr, wenn ich verdächtigt werde?“ fragte Susan bitter. Sie wußte von Death-Lilly, daß Hunter ein zynischer Bursche war, der für seine Frau nicht das geringste Gefühl hegte.

„Natürlich stört es mich,“ fauchte er. „Du würdest quatschen.“

„Steven, ich richte es so ein, daß unsere Abteile weit auseinanderliegen. Ich werde ihm das erklären. Du kannst ohne Gefahr in mein Abteil kommen.“

Fast eine halbe Minute lang war Schweigen in der Leitung.

Susan Bell wagte zu fragen: „Bist du noch da, Steven?“

„Ich muß es mir überlegen,“ sagte die Männerstimme. „Ich werde mit den beiden anderen darüber beraten. Tu du so, als wäre es abgesprochen. Wenn wir es anpacken, bin ich auf dem Bahnsteig; wenn nicht, dann eben nicht.“

Es knackte. Grußlos hatte er eingehängt.

Susan Bell ließ langsam den Hörer zurückgleiten. Sie sah mich zweifelnd an.

„Gar keine Frage,“ sagte ich langsam. „Wir werden alles so vorbereiten, als hätte er sich bereits zur Ausführung der Tat entschlossen.“

Ich drehte mich um. Mein Blick fiel auf Liane. Sie saß aufrecht im Bett und starrte uns an.

Ich glaube, nie war der Empfang für einen erwarteten Verbrecher besser vorbereitet worden als jener, der sich auf dem Hauptbahnhof von Boston abspielen sollte.

Sechshundfünfzig FBI-Beamte befanden sich in allen möglichen Tarnungen auf dem Bahnhofsgelände. Zwei Polizeihubschrauber und zwei schnelle Sportmaschinen standen auf dem nahen Flugplatz bereit, sich in die Luft zu erheben, sobald der Canadian-Express sich in Bewegung gesetzt hatte. Für mich war eine Kabine im ersten Wagen gebucht worden, für Liane Baker eine im letzten Waggon.

Die Gesellschaft, die die Strecke betrieb, hatte vom FBI die Anweisung erhalten, bei Rückfragen die Antwort zu geben, der Zug sei ausverkauft. Wir wollten damit verhindern, daß Hunter, falls er sich erkundigte, sich darüber wunderte, daß es seiner Frau gelungen war, den angeblich in sie vernarrten Robert Sander so weit von sich zu trennen.

Die Kabine neben der von Death-Lilly hatte Susan Bell inne, da ich mich der Sicherheit halber wirklich von Liane trennen und meine Kabine aufsuchen wollte.

Es war geplant, daß in dem Augenblick, in dem der Zug anfuhr, sechs G-men unter der Anführung von Phil auf den schon fahrenden Zug aufsprangen. Steven Hunter sollte festgenommen werden, sobald er das Abteil seiner Frau betrat.

Der einzig unsichere Faktor war Death-Lilly selbst. Ich konnte nicht darauf verzichten, sie mit zum Bahnhof zu nehmen. Hunter würde, das war wahrscheinlich, versteckt die ankommenden Reisenden beobachten, und wir besaßen kein so genaues Bild von ihm, daß wir ihn schon in der Halle festnehmen konnten. Ich allein hätte ihn vielleicht erkannt, aber ich mußte meine Rolle als Robert Sander spielen.

Andererseits konnte sich niemand in der Kabine von Lilly aufhalten, da ihn die Anwesenheit einer zweiten Person an der Ausführung seiner Absicht gehindert hätte. Daß Liane Baker ihren Raum verließ, konnte Susan Bell von der Nebenkabine aus verhindern.

Um zu vermeiden, daß der Eisenbahn-Mörder von seiner Frau gewarnt wurde, veranlaßten wir die Eisenbahngesellschaft, daß das Fenster der Kabine so gesichert wurde, daß es sich nicht öffnen ließ. Es blieb freilich immer noch die Möglichkeit, daß Lilly ihren Mann durch Gesten warnte.

Der Canadian verließ den Hauptbahnhof von Boston um dreiundzwanzig Uhr elf Minuten. Pünktlich um dreiundzwanzig Uhr fuhr ich mit Death-Lilly in einem Taxi vor. Susan Bell hatte sie in ein schwarzes Kleid gesteckt, hatte sie geschminkt und ihr einen Hut mit Schleier aufgesetzt, um ihren Gesichtsausdruck in etwa zu verdecken. Ich ließ einen Gepäckträger kommen, nahm Lianes Arm fest in dem meinen und führte sie durch die Sperre. Sie ließ alles mit sich geschehen, einzig, daß sie den Kopf wie suchend nach allen Seiten drehte.

Der Express fuhr vom Bahnsteig drei ab. Da wir den Fahrkartenverkauf frühzeitig gestoppt hatten, waren nicht sehr viele echte Reisende am Zug, immerhin aber genug, um eine Schießerei auf dem Bahnhof verdammt unangenehm zu machen.

Der Canadian war einer der wenigen Schnellzüge auf großen Strecken, der von einer Dampflokomotive gezogen wird. Um dreiundzwanzig Uhr fünf Minuten brachte ich Death-Lilly in ihr Abteil, ließ vom Gepäckträger ihren Koffer ins Netz heben, verabschiedete mich von ihr mit einer stummen Verbeugung, und ging den Gang entlang zu meiner Kabine im vorderen Zugteil.

Pedantisch und korrekt, wie es sich für einen älteren Herrn gehört, entlohnte ich den Gepäckträger. Dann zog ich das Fenster herunter und lehnte mich hinaus, als hielte ich nach dem Zeitungsboy Ausschau.

Dreiundzwanzig Uhr acht. Reisende und Zurückbleibende sagten die letzten Abschiedsworte. Ich beugte mich weiter hinaus. Sollte aller Aufwand vergeblich gewesen sein? Kam Steven Hunter nicht?

Dreiundzwanzig Uhr neun! Plötzlich sah ich in meinem Gesichtskreis die Gestalt eines Mannes, der sich rasch durch die Reisenden am Zug entlangschob. Er war groß, trug einen tief in die Stirn gezogenen Hut. In der linken Hand hielt er eine schwarze Aktentasche. Sein gut geschnittener Anzug fiel locker um seinen hohen breitschultrigen und schmalhüftigen Körper. Er ging schnell und federnd. Sein Gang, seine Bewegungen erinnerten an die lautlose Geschmeidigkeit, mit der ein Tiger sich bewegt. Ich konnte seine Augen nicht sehen, und doch wußte ich in dem Augenblick, in dem ich ihn erblickte: Das ist er!

Der Zeiger der großen Uhr sprang auf dreiundzwanzig Uhr zehn. In dieser Sekunde geschah es. Glas klirrte, und eine Frauenstimme schrie, gellte: „Steve! Sie sind da! Lauf, Steve, Steve!“

Ich hatte mich eben hingesetzt. Ich sprang hoch, war mit einem Satz beim Fenster. Genau in dem Augenblick huschte der Mann unter mir vorbei. Schon war Bewegung auf dem Bahnsteig. Während das Publikum noch nicht begriffen hatte, setzten sich unsere Leute in Trab. Die ersten Revolver lagen in den Händen, und da peitschte der erste Schuß.

Ich sprang auf den Bahnsteig, um mich an der Jagd zu beteiligen. Als ich den Boden berührte, sah ich Hunter in Höhe der Lokomotive!

„Stehenbleiben!“ schrie ich und riß den Revolver aus der Halfter.

Er wandte sich zum Sprung herum wie ein Panther. Zwei Herzschläge lang sah ich seine Augen wie damals im Intercontinental, diese glitzernden, schillernden grauen Augen, und sie hatten den gleichen Ausdruck, den Ausdruck einer gehetzten großen Katze. Mit einem Sprung von ungeheurer Geschmeidigkeit schnellte er an der Lokomotive hoch und verschwand auf der Plattform. Bruchteile von Sekunden später krachte ein Mensch auf das Pflaster des Bahnsteigs: der Lokomotivführer.

Ich hörte Schüsse vom anderen Bahnsteig. Hunter schien versucht zu haben, die Lok nach der anderen Seite zu verlassen und war von unseren Leuten, die dort standen, unter Feuer genommen worden. Ich rannte, war fast an der Lokomotive, als ein wildes, geradezu wahnwitziges Zischen die Luft erschütterte. Gleichzeitig begannen die Räder der Lokomotive unter ohrenbetäubendem Kreischen leer und wie rasend auf den Schienen zu drehen, packten dann, und mit einem Satz wie ein losgelassenes Tier fuhr die Lok an.

Die Puffer der Waggonen knallten gegeneinander, nicht verschlossene Türen flogen auf, die Menschen schrien, stürzten zu Boden, Fenster zerbarsten. Hunter mußte mit einer Hebelbewegung den vollen Dampf auf das Triebwerk gegeben haben.

Rasch, wie in einem Traum, glitten die Wagen an mir vorbei. Schemenhaft zuckten durch mein Blickfeld die Fenster mit schreienden und gestikulierenden Menschen. Ich rannte, rannte aus Leibeskräften. Schneller und schneller rollte der Zug. Ich verlor an Boden. Der herausgestürzte Lokomotivführer lag mir im Weg.

Ich setzte über ihn hinweg, näherte mich seitlich dem Zug. Eine offene, hin und her schlagende Tür traf mich um ein Haar. Ich streckte die Arme aus, merkte, daß ich den Revolver noch in der Hand hielt und schleuderte ihn weg. Wieder rollte eine Tür, diesmal eine geschlossene, an mir vorbei. Ich sprang, erwischte den Griff, klammerte mich an und zog die Beine hoch. Ich bekam das Fußbrett unter die Füße, preßte mich vor einem Signalmast, der mich herunterfegen wollte, eng an die Waggonwand. Dann riß ich die Tür auf. Ich war im Zug, der jetzt schon eine Geschwindigkeit von fünfzig Meilen erreicht haben mochte.

Zwei Atemzüge gönnte ich mir, mehr nicht. Ich rannte durch den schaukelnden Gang nach vorn, durch den Speisewagen, in dem alles durcheinanderlag, durch den Schlafwagen, dessen Schaffner auf dem Boden kauerte und seine großen Augen rollte, und dann hämmerte ich gegen die verschlossene Verbindungstür zum Postwagen, der unmittelbar hinter der Lokomotive lief.

„Macht auf!“ brüllte ich. „Macht auf! FBI!“

Unter mir kreischten die Räder. Ich warf mich mit aller Gewalt gegen die Tür. Sie gab nach, und ein bleicher Postbeamter und ich fielen übereinander in den Postwagen.

Ich raffte mich hoch, sah in die weißen Gesichter der drei Postbeamten, die die Besatzung des Wagens bildeten.

„Los,“ schrie ich sie an, „macht die Tür zur Lok auf! Ich muß rüber!“

„Keine Verbindung dorthin,“ antwortete einer mit blassen Lippen.

„Auf mit der Tür!“ schrie ich.

Der Mann, der am meisten noch seinen Verstand beieinander zu haben schien, öffnete die verschlossene Verbindung. Ich riß sie zurück.

Vor mir sah ich die schwarze Rückwand des Tenders, unter mir die reibenden und stoßenden Bolzen der Puffer und darunter die vorbeiflitzenden Bohlen der Schienen.

Ich taxierte die Entfernung, krümmte mich zusammen und schnellte hoch mit vorgeworfenen Armen. Meine Hände klammerten sich um den Rand der Tenderwand. Sekundenlang hing ich frei in der Luft. Ich hangelte ein wenig nach rechts hinüber, konnte einen Fuß auf einen Puffer setzen, der sich unter mir bewegte wie etwas Lebendiges.

Ich verlagerte mein Gewicht auf diesen Fuß, biß die Zähne zusammen, stieß mich ab und zog mich mit allen Kräften hoch. Noch einen Ruck, und ich lag flach auf den Kohlen des Tenders.

Der Canadian raste mit einer Geschwindigkeit durch die Nacht, die an eine Raketenfahrt denken ließ. Auf dem Bauch schob ich mich weiter nach vorn, bis ich unter meinem Körper fühlte, daß sich der Kohlenberg schräg senkte, und jetzt sah ich eine Mannslänge unter mir den Lokomotivführerstand, schwach erhellt von der Armaturenlampe, und ich erkannte darauf die Gestalt Steven Hunters, gebückt mit hängenden Armen, wie ein zum Sprung bereites Tier. Ich warnte ihn nicht.

Ich war waffenlos, und er mußte zumindest sein Mordmesser bei sich tragen. Ich ging in die Hocke, und dann sprang ich ihn von oben her an.

Ich fiel ihm auf den Rücken und riß ihn zu Boden. Ich ließ ihn sofort aus dem Griff und schlug beide Fäuste in seinen Nacken. Er schien es nicht zu spüren. Wie eine Schlange glitt er unter mir weg, stand auf den Beinen, als auch ich stand,

und als ich nach ihm schlug, ließ er sich einfach nach rückwärts gegen das Armaturenbrett fallen und wich so meinem Schlag aus.

Dann sprang er mich an. Ich fing ihn gut ab. Meine Hiebe schleuderten ihn zurück, aber er griff sofort wieder an.

Auf der rüttelnden Lokplattform, im Kreischen der sausenden Räder, im heulenden Wind der rasenden Fahrt umklammerten wir uns. Er versuchte mich von der Lokomotive zu drücken, mich in die vorbeizuckende Schwärze zu stoßen.

Ich hielt ihm stand, aber ich spürte die geschmeidige Kraft seiner Muskeln. Keuchend rangen wir miteinander. Ich verlor etwas an Boden. Der offene Ausstieg kam meinem Rücken näher.

Ich riß uns herum, so daß jetzt der Kohlenberg des Tenders in meinem Rücken war. Ich fühlte die Kohlen unter meinen Füßen knirschen, löste einen Arm von seiner Hüfte und warf mich mit aller Gewalt nach hinten und seitwärts. Er hielt fest und fiel mit.

Sein Gesicht schlug in die Kohlen. Ich hörte seinen Aufschrei. Seine Fäuste glitten von mir ab. Ich sprang auf. Er erhob sich langsam, die Augen fest geschlossen, die vom Kohlenstaub blind geworden sein mußten, aber es war ihm ein Gegenstand in die Hände geraten, die schwere Kohlschaufel.

Er richtete sich auf, hob die Schaufel und tat einen schmetternden Schlag nach mir. Ich preßte mich gegen die Armaturenwand. Gellend knallte das Schaufelblech auf die Eisenplattenform. Er reckte sich sofort zum zweiten Schlag.

Bevor dieser Schlag fiel, hatte ich die eiserne Schürstange an mich gerissen und wehrte damit den Schlag ab. Ich sah ihn zwinkern und blinzeln. Die Tränen mochten den Kohlenstaub aus seinen Augen gewaschen haben. Sein dritter Schlag war gezielt. Ich entging ihm nur mit Mühe.

Ich riß das Schüreisen hoch. Von oben herunter hieb ich auf den Schaufelstiel und schlug ihm die Schaufel aus der Hand.

Wie es gekommen ist, kann ich mit Sicherheit nicht sagen. Die Schaufel mußte ihm zwischen die Beine geraten sein. Er stürzte nach vorn bis an den Rand des Ausstiegs. Vielleicht versuchte er zu hastig, sich aufzurichten, vielleicht hatte er jetzt auch die instinktive Kontrolle über seinen Körper verloren.

Ich sah ihn drei Herzschläge lang am Rand der heulenden Schwärze schwan-ken, dann verschwand er plötzlich, als habe ihn die Nacht selbst in sich hineinge-saugt wie ein gieriges Maul. Eine Sekunde lang stand ein gräßlicher Schrei, ein Schrei, der selbst das Donnern der irrsinnigen Fahrt übertönte, in der Luft.

Ich wußte, was zu tun war. Ich war nicht umsonst sechs Wochen lang auf dem Intercontinental gefahren, und wenn jener Exprefß auch von einer Diesellok gezogen wurde, so hatte ich mir doch genug über den Betrieb von Dampflokomotiven erzählen lassen, um den Canadian zum Stehen zu bringen. Ich legte den Regulierungshebel der Dampfzufuhr auf Null. Das ohrenbetäubende Zischen hörte auf, aber von der einmal erreichten Geschwindigkeit getrieben, raste der Zug weiter durch die Nacht.

Ich drehte das Bremsventil langsam auf. Das Kreischen der Räder wurde noch greller, wurde zu einem wahrhaften Höllenlärm. Die Puffer knallten hart aufeinander. Die Geschwindigkeit fiel. Ich sah den Meilenanzeiger langsam sinken, wieder zurück über den roten Strich, der die äußerst erlaubte Geschwindigkeit markierte,

herunter auf neunzig, achtzig, vierzig Meilen. Noch ein paar Drehungen am Ventil. Zwanzig Meilen, zehn Meilen—Null! Mit rauchenden Bremsblöcken hielt der Canadian auf freier Strecke.

Ich fiel mehr von der Plattform, als daß ich hinunterstieg. Langsam ging ich am Zug entlang, dessen Fenster sich mit verstörten Menschengesichtern füllten. Ich entdeckte Susan Bell und kletterte in den Wagen. Death-Lilly lag mit geschlossenen Augen auf der Erde. Ihre Hände bluteten.

„Sie zerschlug die Scheibe, als sie ihn sah,“ sagte Susan knapp. „Ich konnte es nicht verhindern.“

„Es ist gut, Susan,“ antwortete ich müde. „Vielleicht können Sie sie verbinden. Ich muß mich darum kümmern, daß der Zug in Sicherheit gebracht wird.“

Es gibt nicht mehr viel nachzutragen. Ich will Ihnen nicht erzählen, wie wir Steven Hunter, den Eisenbahn-Mörder, fanden. Der Hubschrauber mit seinen Gehilfen Caldwell und Strenght an Bord wurde in derselben Nacht in der Luft gestellt, während die beiden auf das blaue Lichtsignal aus dem Zug warteten. Sie versuchten zu fliehen, aber als die ersten Salven aus einer Maschinenpistole die Glaskanzel ihres Apparates zersiebteten, ergaben sie sich, landeten und wurden festgenommen.

Wegen Beihilfe zum Mord erhielten beide lebenslänglich Zuchthaus. Liane Baker alias Death-Lilly wurde zum Tode verurteilt, aber das Urteil wurde nie vollstreckt. Hinter der Frau, die sich von ihrem Mann zu allem hatte treiben lassen, schlossen sich die Tore eines Zuchthauses für immer.

